



Nr. 22.

Erscheint Sonnabends

und ist in der Post-Zeitungspreliste
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 1. März.

Abonnementspreis

bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Stine. Von Theodor Fontane (Fortsetzung). — Hausindustrie und Arbeiterschutz. Von Dr. Ludwig Jand. — Einige Bemerkungen zur Hygiene in den Gasthäusern. Von Dr. Gregor Meuser. — Zahne Kränze des Achtundachtzigers. Von Eduard von Banerfeld (Schluß). — „An! Ida.“ Hamburger Skizze von Jise Keapan. — Ein geflügelter Bemannter zwischen Deutschland und Agypten. Von Dr. Maximilian Kohn. — „Aiasos und Sophokles auf dem „Berliner Theater.“ Von F. M. — Kleine Kritik.

Stine.

Von

Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Waldemar sah vor sich hin. Dann nahm er das Wort und sagte: „Wohl, ich könnte mir einen Trost und eine Hoffnung daraus nehmen und eine freundliche Aufnahme beim Onkel wenigstens als eine Möglichkeit gewärtigen. Aber muß ich Sie, lieber Baron, an den alten, unserm gesamten Adel so geläufig gewordenen Satz erinnern: «Ja, Bauer, das ist was andres.» Immer der andre, der andre. Was für die Schwilows gilt, gilt darum noch nicht für die Halberns. Dem «andern», so denkt jeder einzelne, darf alles passieren, aber nicht ihm selbst. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, mit welcher Gleichgültigkeit alte Familien sich gegenseitig beurteilen und welches Arsenal von Spott verschossen wird, die sich gleichdünkenden und mitbeverbenden Mächte zu ridiculisieren. Aber dieser Spott, ich muß es noch einmal sagen, ist immer nur für den «andern» da. Was kümmern meinen Oheim die Schwilows? Je mehr Ballettusen, desto besser, denn mit jeder neuen Ballettuse hat er nicht bloß einen neuen Stoff für die Klub-Medifance, sondern auch eine beständig erneute Veranlassung, sich mit immer wachsendem Stolz des ungeheuren Unterschiedes zwischen den verduperrerten Schwilows und den oberpriesterhaft rein geblienen Sarastro-Halberns bewußt zu werden. Das zieht sich durch alle Adelsgeschichten, wiederholt sich bei jeder Familie: je freier in der Theorie, desto befangener in der Praxis, desto enger und ängstlicher in der Anwendung auf das eigne Ich.“

„Es ist, wie Sie sagen, Waldemar, und ich mag mich nicht verbürgen, daß es mit Ihrem Onkel anders steht. Aber steh' es mit ihm, wie's wolle, Sie müssen ihm unter allen Umständen das Wort gönnen. Es bleibt doch immer die Möglichkeit seiner Zustimmung, und veragt er sie, nun so war es

am Ende bloß der Onkel, bloß eine halbe Respektsperson, der man, wenn es zu toll kommt, den Respekt auch kündigen kann. Und da liegt der Unterschied zwischen Onkel und Vater. Einem Vater gegenüber, und wenn er einem das Furchtbarste sagt, muß man sich ruhig verhalten und sich das Furchtbarste gefallen lassen, das verlangt so das vierte Gebot. Aber das vierte Gebot schneidet scharf ab und versteigt sich, soweit mir bekannt ist, nirgends zu dem Zusatzparagrafen: «Du sollst Onkel und Tante ehren.» Und das ist ein wahres Glück. Gott, Tante! Ich hatte auch mal eine, eine merkwürdige Frau, die Gott weiß, was von mir verlangte, nur nicht das eine, daß ich sie ehren sollte. Beinahe das Gegenteil. Nein. Onkel und Tante sind hors de concours. Einem Onkel gegenüber kann man sich seiner Haut wehren, einem Onkel kann man antworten und widersprechen und steht schlimmsten Falls Mann gegen Mann und wär' es mit dem Pistol in der Hand. Also nur vorwärts, Waldemar, vorwärts.“

Der junge Graf erhob sich, der Baron aber wollte von Ausbruch noch nichts wissen und drückte seinen Gast leise wieder in das Sofa zurück. „Ich bitte Sie, Waldemar, Sie werden doch nicht gehn, ohne meinen Lafitte gekostet zu haben. Ich weiß, Sie machen sich nichts draus, unter allen Umständen ist Ihnen die Stunde zu früh; aber ich lasse Sie nicht los und wenn Sie nicht trinken wollen, nun so nippen Sie wenigstens. Anstoßen müssen wir doch, um dem Geschäftlichen einen ungeschäftlichen und wenn's sein kann einen gemüthlichen Abschluß zu geben.“

Während er noch so sprach, war er an einen Wandschrank getreten, der in seinem untersten Fach zugleich sein Weinkeller war, und kam mit zwei Gläsern und einer Flasche zurück. An der Art, wie er den Kork zog, erkannte man den Frühstückser von Fach, und nun goß er ein und stieß an. „Hören Sie, wie das klingt. So harmonisch soll alles klingen. Ja, harmonisch, das ist das rechte Wort. Und nun Ihr Wohl, Waldemar. Ich halte Sie nicht mehr lange fest, aber doch fünf Minuten noch. Ich muß Ihnen nämlich eine Liebeserklärung machen,

die Sie mir zu gute halten wollen. Einem solchen «vieux» wie ich, muß man was zu gute halten. Sehen Sie, Sie haben ein so gutes Gesicht, ein bißchen schwermütig, aber das thut nichts, das giebt einen Charme mehr, und ich wollte mein Leben drauf verwetten, daß Sie keinem Menschen je was zuleide gethan haben. Ich schloß Sie gleich in mein Herz, gleich den ersten Abend. . . Und nun bring' ich noch eine Gesundheit aus, aber ohne Namen. Wozu sollt' ich ihn auch nennen? Er steht ohnehin in Ihrem Herzen. . . Und sehen Sie, Sie sind mir seitdem noch lieber geworden. Im ersten Augenblicke bekam ich einen Schreck, ich kann es nicht leugnen, und als ich nun gar noch einen Rat geben sollte, ja, das war mir ein bißchen zu viel. Aber das Diplomatische, das Offizielle, das liegt nun hinter uns und ich kann nun sprechen wie mir der Schnabel gewachsen ist. Und da will ich Ihnen denn aufrichtig sagen, aber nur so ganz unter uns, Sie brauchen sich nicht auf mich zu berufen, ich freue mich immer, wenn einer die Courage hat den ganzen Krimskrans zu durchbrechen. Es gilt auch von dieser Ebenbürtigkeitsregel, was von jeder Regel gilt, sie dauert so lange, bis der Ausnahmefall eintritt. Und Gott sei Dank, daß es Ausnahmefälle giebt. Es lebe der Ausnahmefall. Es lebe. . . Noch ein halbes Glas, Waldemar. Und was ich Ihnen zum Abschiede noch sagen wollte, ja, sagen muß, der jüngste Schwilow, von dem ich Ihnen vorhin erzählte, hatte recht und Ihr Onkel hatte zweimal recht und die Gesellschaft beruhigte sich über die Duperré. Noch kein Vierteljahr, daß ich die jetzige Baronin Schwilow auf Tschatschow, etwas schwer auszusprechen, im Französischen Theater traf, wo die Subra die Freifrau spielte. Sie sah reizend aus, ich meine die Schwilow (die Subra natürlich auch), und als sie im Zwischenakte das Köpfschen warf und dabei die Brillanten im Ohrkläppchen hin und her läuteten, da läutete sie zugleich die ganze vornehme Gesellschaft zusammen. Und wissen Sie, wer ihr am meisten den Hof machte? Natürlich der Herr Onkel, der ausah, als ob er selber geneigt sei, das von ihm prognostizierte dicke Buch von der gräflichen Admiralstochter zu schreiben. Ja, ja, Waldemar, Erfolg und Mut. Oder beginnen wir mit dem Mut. Am Mute hängt der Erfolg. Und nun Gott befohlen.“

Waldemar hatte sich inzwischen erhoben und seinen Hut genommen. Er dankte dem Baron und bat ihn, wenn ein ernsteres Zerwürfniß eintreten sollte, seinen Besuch wiederholen zu dürfen.

12. Kapitel.

Waldemar, als er bei Baron Papageno vorsprach, hatte die Meinung des Barons in einer ihm wichtigen Angelegenheit hören, im übrigen aber in eben dieser Sache sich durchaus nicht beeilen wollen. Umgekehrt, ein seiner Natur entsprechendes Abwarten und Hinausschieben, und wenn auch nur auf ein paar Tage, war auch diesmal sein Plan gewesen, und erst der ermutigende Ton, in dem der Baron gesprochen hatte, hatte den Gedanken in ihm angeregt, den Besuch beim Onkel, in Ausnutzung der guten Stimmung, in der er sich befand, auf der Stelle machen zu wollen. So bog er denn vom Zietenplatz her in die Mauerstraße ein; sah, als er das Königs-marsche Palais passierte, zu der zweiten Etage, hinter deren kleinen Fenstern er mit einem vor Jahr und Tag dort wohnen-

den Freunde manche glückliche Stunde verplaudert hatte, hinauf und stand, nach einer abermaligen Straßeneinbiegung, vor dem altmodischen, im übrigen aber gut und sauber gehaltenen Hause, dessen oberes Stockwerk der Onkel seit einer Reihe von Jahren inne hatte. Portiersleute fehlten, statt ihrer aber war ein ganzes System von Gitterthüren da, das, wenn man unten — oder was dasselbe sagen wollte, vor einem mit allerhand unleserlichen Blechschilden reich ausgestatteten Parterre-Verbau — klingelte, mitunter wie durch einen räthselhaften Federdruck in keiner Gesamtheit aufsprang, mitunter aber auch nicht, in welcher letzterem Falle die nun von Etage zu Etage nötig werdende Einzel-Klingel gar kein Ende nahm und bei jedem neuen Gitter zu dem Erscheinen eulenartiger alter Nöchinnen führte, deren Examinationsverfahren um so peinlicher und eindringlicher war, als nur ihr Auge die Fragen stellte. Waldemar war zu lang und zu gut mit dieser altberlinischen Haus- und Treppeneinrichtung bekannt, um für gewöhnlich Anstoß daran zu nehmen, heute jedoch hatte dieses Absperrungssystem eine gewisse Bedeutung für ihn und jede neu zu passierende Gitterthür erschien ihm wie eine Mahnung „es lieber nicht versuchen zu wollen.“ Der mitgebrachte gute Mut indes überwand alle Bedenlichkeiten und ließ ihn schließlich bei der dritten und letzten Gitterthür ankommen, an der er von einem alten Muffel von Diener (natürlich vom Lande, dessen Umwandlung ins Herrschaftliche sich nur sehr unvollkommen vollzogen hatte, mit einigermaßen überraschlicher Freundlichkeit empfangen wurde. Der Herr Graf seien zu Haus und würden sich sehr freuen. „Er sitzt über die Kupferstiche (so schloß er) und wenn er da drüber her is, is er immer guter Laune.“

Der Diener ging voran um zu melden, und der Eindruck, den Waldemar gleich bei seinem Eintreten empfing, war der denkbar günstigste. Wenn schon immer eine gewisse, durch einen guten Geschmack in Einrichtung und Ausschmückung bedingte Behaglichkeit in dem Wohnzimmer des Onkels anzutreffen war, so war diese Behaglichkeit heute bis zur Gemütlichkeit gesteigert. Die Fenster standen auf und von den „Linden“ her klang die Musik eines auf Wache ziehenden Bataillons herüber. Aber das war nicht alles, einfallende Lichter blühten an den Wänden hin und her und auf einem großen und eleganten Ständer von Mahagoniholz, dessen Wände niedergeklappt waren, lag eine Kupferstichmappe, darin der alte Graf emsig und andächtig zu blättern schien. Er trug schottisch-karierte Pantalons, Sammetrock und einen Fes mit Püschel, alles in allem ein ziemlich sonderbar zusammengestelltes Kostüm, das freilich vollkommen zu seiner Versicherung stimmte: dem Eklekticismus gehöre die Welt.

„Ah, Waldemar. Soyez le bienvenu. Herzlich willkommen, mein Junge. Nimm einen Stuhl oder stelle Dich persönlich hierher. . . Im übrigen ganz nach Deiner Bequemlichkeit. Du findest mich in einer gewissen Aufregung: eben hat mir Anstler diese Mappe voll italienischer Stiche geschickt und ich schwelge in Reminiscenzen. Sieh. . .“

„Mantegna. . .“

„Ja, Waldemar. Mantegna. Du wirst das Original in der Brera gesehen haben. Süperbe. Wie das wohlthut, eine verständnisvolle Seele zu finden. Alles redet von Kunst, aber niemand weiß etwas davon, und die wenigen, die die Wissen-

den sind, die fühlen wieder nichts oder wenigstens nicht genug. Ich möchte wissen, oder lieber nicht wissen, was der Baron zu diesem gekreuzigten und zugleich so wunderbar verkürzten Christus sagen würde. Mantegna, für den ich beiläufig eine Specialpassion habe (Du hast doch hoffentlich seine Fresken im Gonzagaschen Palaste gesehen), Mantegna, sag' ich, hat den Leichnam Christi hier von der Fußsohle her gemalt, ein Wunderstück der Verkürzung, etwas Klassisches, etwas Niedagewehenes, versteht sich in seiner Art. Ich wette zehn gegen eins, der Baron würde mir versichern, Christus sähe hier aus wie eine Badepuppe. Und wenn er sich dazu aufschwänge, so wär' es nicht das Schlimmste. Denn das ist zuzugestehn, die ganze Gestalt hat etwas Verzweigtes, etwas Koboldartiges, und indem ich darüber spreche, kommt mir ein anderer Vergleich, der mit dem von der Badepuppe beinahe zusammenfällt. Wahrhaftig, dieser Zwerg-Christus erinnert mich an das in Holz geschnitzte Christkind in Ara Celi, an die Bambino-Puppe. Findest Du nicht auch?"

„In der That,“ antwortete Waldemar, „es erinnert daran. Aber ich fürchte, lieber Onkel . . .“

„ . . . Dich gestört zu haben. Nein, Waldemar. Ein Italiänismus wie Du kann mich nie stören, wenn ich in italienischen Erinnerungen schwelge. Nichts davon. Aber diese Dinge stören Dich. Wenigstens heute. Du bist zerstreut, Du hast etwas auf dem Herzen. Und es kann nichts Kleines sein, denn ich seh' in Deinem Gesichte so was wie Fiebertöte, die mir nicht recht gefällt. Laß Dir sagen, Waldemar, was Du freilich auch ohne mich weißt, daß Dein Leben an einem seidnen Faden hängt. Also solide! Debauchiere wer kann und mag, aber jeder nach seinen Kräften, und durchschwärmte Nächte sind nicht für jedermann und sicherlich nicht für Dich. Übrigens nichts für ungut. Sitte hin Sitte her, ich bin kein Sittenrichter und jedenfalls der letzte, Dich für den Jünglingsverein anwerben zu wollen; meinen Beitrag zahl' ich. Aber Gesundheit, Waldemar, Gesundheit; Du bist für immer ins Schuldbuch der Tugend eingeschrieben, oder, um mich deutlicher und doch zugleich kaum minder poetisch auszudrücken, Du mußt leben wie eine eingemauerte Nonne; den andern traun' ich nicht recht. Und nun sage mir, wenn sich's sagen läßt, woher die roten Flecke?“

Waldemar lachte. „Von einem zu frühen Frühstück, lieber Onkel. Ich war beim Baron und als ich gehen wollte, hielt er mich mit einem Glase Lafitte fest.“

Jetzt war das Lachen auf des alten Grafen Seite. „Der gute Baron. Er nennt es Lafitte, Gott verzeih es ihm, und bildet sich noch ein, eine Weinzunge zu haben. Und warum? Weil er von der Voraussetzung ausgeht, ein beständiger Frühstückler müsse sich auch zum Frühstücksvorständigen ausbilden. Ein Satz, der grundfalsch ist und an die Doktoren erinnert, die mit Stolz von ihrer 50jährigen Erfahrung sprechen, nachdem ihnen jeder einzelne wenn irgend möglich gestorben ist. Glaube mir, Waldemar, wer beständig zwischen Hüller und Dressel hin und her pendelt, kann seine Zunge verfeinern, aber auch nicht. Und das letzte bildet die Regel. Übrigens um 11 beim Baron; was bedeutet das? Da muß was vorliegen. Und nun heraus damit!“

„Ich war da, mir seinen Rat zu holen.“

„Bei dem Baron? Rat? Nun, da steh ich doch noch lieber zu seinem Lafitte. Der ist schlimmsten Falls mit Pepsin-

pastillen zu bekämpfen, aber von seinem Rat ist kein Erholen. Waldemar, ich dächte doch . . . Rat! Nun, ich bin auch nicht von den sieben Weisen Griechenlands, aber neben dem Baron . . . Oder vielleicht war der gute Papageno nur Vorstufe. Laß hören. Ist es eine Sache, von der ich erfahren darf, an der ich möglicherweise mit raten und thaten kann?“

„Ja, Onkel. Und zu dem Zwecke bin ich hier. Es ist wie Du sagst, der Baron war nur Vorstufe.“

„Nun denn?“

„Also kurz, ich habe vor, mich zu verheiraten.“

Der alte Graf schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Du erschrickst . . .“

„Ich erschrecke nicht. Das ist nicht das rechte Wort, und wenn ich eben mit der Hand auf den Tisch schlug, so war es nur ein lebhaftes oder vielleicht auch zu lebhaftes Zeichen meiner Teilnahme. Nervosität, nichts weiter. Du bist überhaupt ein Gegenstand meiner Teilnahme, Waldemar, denn ich bin Dir ungeheuer gut, und wenn ich das Wort nicht haßte, weil soviel Mißbrauch damit getrieben wird, so spräch' ich Dir rund heraus von meiner Liebe. Wahrhaftig, Junge, Du bist der beste von allen lebenden Halberns (vielleicht können wir auch die Toten mit einrechnen) und ich weiß nicht, was ich alles für Dich thun könnte. Daß Du mich beerbit, versteht sich von selbst; ich wünsche Dir jedes erdenkliche Glück. Aber eines, wenn es eins ist, wünsch' ich Dir nicht. Ein Mann wie Du heiratet nicht. Das bist Du drei Partien schuldig: Dir, Deiner Nachkommenschaft (die bei fränklichen Leuten wie Du nie ausbleibt) und drittens der Dame, die Du gewählt.“

„Es ist keine Dame.“

Der alte Graf verfarbte sich. Unter einem halben Duzend Möglichkeiten, die durch sein Hirn schossen, war auch eine . . . Nein, nein . . . Und er faßte sich wieder und sagte mit wieder-gewonnener Ruhe: „Keine Dame. Was dann? Wer?“

„Stine.“

Der alte Graf sprang auf, warf seinen Stuhl um einen Schritt zurück und sagte: „Stine! Bist Du toll, Junge?“

„Nein. Ich bin bei Sinnen. Und ich frage Dich, ob Du mich hören willst?“

Der Graf sagte nicht ja und nicht nein, setzte sich aber wieder und sah Waldemar fragend an.

„Ich nehme an,“ fuhr dieser fort, „daß Du mich hören willst. Und wenn Du meinen ersten Satz gehört haben wirst, so wirst Du ruhiger werden. Ich bin in den Jahren und in der Lage, selbständig handeln zu dürfen, und ich werde selbständig handeln. An dem allen ist nichts zu ändern: Krankheit macht eigenjünnig und die Halberns sind es von Natur. Ich komme nicht, um eine Familien-Erlaubnis nachzusehen, die mir, wenn das Gesetz eine Verweigerung zuließe, verweigert werden würde. Da dies nicht der Fall ist, so hat anfragen und Antwort einholen keinen Sinn. Und so denn noch einmal, meine Entschlüsse sind gefaßt. Du sollst nicht den Anwalt für mich machen, am wenigsten für das, was ich vorhabe; mit solchen Dingen komm' ich Dir nicht, und wenn ich nichtsdestoweniger Dein gutes Wort erbitte, so geschieht es, weil alles Gehässige meiner Natur widerspricht. Haß ist mir häßlich. Ich erbitte Dein gutes Wort, weil ich veröhnungsbedürftig bin und in Frieden aus dieser alten Welt scheiden möchte.“

„Was heißt das? Was hast Du vor? Waldemar, ich bitte Dich, Du wirst uns doch nicht eine dieser modernen Selbstmords-Komödien aufführen und Dich mit Deiner Stine nach erfolgter Kopulation, das Wort bleibt mir in der Kehle stecken, auf eine Bahnschiene werfen oder im Hans und Grete-Stil in einen Dorfstümpel stürzen wollen? Ich bitte Dich, Waldemar, verschon' uns wenigstens mit einem Debüt im Polizeibericht.“

„Es ist nicht das. Ich habe nur einfach vor, mit der alten Welt Schicht zu machen und drüben ein anderes Leben anzufangen.“

„Und als Hinterwäldler Deine Tage zu beschließen. Umgang mit Chingachgook, alias le gros serpent, und Vermählung Deiner ältesten Tochter Komtesse Halbern mit irgend einem Unfas oder einem Großgroßneffen von Lederstrumpf. Was meinst Du dazu? Und wenn nicht Hinterwäldler, so doch cowboy, und wenn nicht cowboy, so vielleicht Kellner auf einem Mississippi Dampfer. Ich gratuliere. Waldemar, ich begreife Dich nicht. Ist denn keine Spur von Halbernschem Blut in Dir? Ist es denn so leicht, aus einer Welt bestimmter und berechtigter Anschauungen zu scheiden und bei Adam und Eva wieder anzufangen?“

„Da trifft Du's, Onkel. Ja, bei Adam und Eva wieder anfangen, das will ich, da liegt es. Was Dir ein Schrecknis ist, ist mir eine Lust. Ich habe mir sagen lassen, alles regle sich nach einem Gesetz des Gegenjages, das zugleich ein Gesetz des Ausgleichs ist, eine neue Theorie von diesem oder jenem, die Vorhand ist glaub' ich streitig. Aber gleichviel von wem sie herrührt, es hat damit nach meiner eignen Erfahrung und ebenso nach meinem bißchen Wissen seine vollkommene Richtigkeit. Der alte Fritz haßte das Alte Testament, weil er in seiner Jugend erbarmungslos damit gequält worden war, und der dicke König liebte die Frauen und überschätzte sie, weil sie fünfzig Jahre lang vom preussischen Hofe verbannt gewesen waren. Alles was unten ist, kommt mal wieder oben auf, und was wir Leben und Geschichte nennen, läuft wie ein Rad; «la grande roue de l'histoire» sagen die Franzosen. Und nun laß mich die Rutzanwendung machen. Die Halberns haben lange genug an der Feudal-Pyramide mit bauen helfen, um endlich den Gegensatz oder den Ausgleich oder wie Du's sonst nennen willst, erwarten zu dürfen. Und da kommt denn nun Waldemar v. Halbern und bezeigt eine Neigung, wieder bei Adam und Eva anzufangen.“

Der Alte war nicht unempfindlich gegen solche Sätze, die, wenn sich's nicht um Verwirklichung an einem Familienmitgliede gehandelt hätte, sehr wahrscheinlich seinen Beifall gehabt haben würden. Ein Lächeln lief über sein Gesicht, das ausdrücken mochte: „sieh, er führt seine Sache gut.“ ja, vielleicht entsann er sich sogar, in Übermut und Weinlaune mehr als einmal dasselbe proklamiert zu haben. Und so war es denn in einem viel ruhigeren Tone, daß er antwortete: „Waldemar, laß uns vernünftig reden. Ich bin nicht so verrottet, wie Du glaubst. Ich kann dem allen folgen und ich habe von der göttlichen Weltordnung nicht die Vorstellung, daß sie sich mit dem Staatskalender und der Rangliste vollkommen deckt. Ja, ich will Dir noch mehr sagen: ich habe Stunden, in denen ich ziemlich fest davon überzeugt bin, daß sie sich nicht damit deckt. Und es werden, und vielleicht in nicht allzu ferne Zukunft, die Regu-

lierungszeiten kommen, von denen Du eben sprichst, und vielleicht auch wieder die Adam- und Eva-Zeiten. Und sie mögen auch kommen, warum nicht? Ich bin vor Adam nie erschrocken und vor Eva erst recht nicht. Aber sind gerade wir dazu da, dem weltgeschichtlichen Umschwungsrade, das Du da vorhin citirtest, sind, sag' ich, gerade wir dazu da, diesem grande roue de l'histoire solchen energischen Vorwärts- oder meinetwegen auch Zurück-Ruck zu geben? Überlasse das andern. Zur Zeit sind wir noch die Beati possidentes. «Sei im Besitze und Du bist im Recht» ist vorläufig noch für uns geschrieben. Warum sich selbst um diesen Besitz bringen und auf eigne Kosten eine Zukunft heraufbeschwören, von der vielleicht keiner profitiert und wir gewiß nicht. Adam, Neubeginn der Menschheit, Paradies und Rousseau, — das alles sind wundervolle Thematata, für die sich in praxi alle diejenigen begeistern mögen, die dabei nur gewinnen und nichts verlieren können, die Halberns aber thun gut, all dies in der Theorie zu belassen und nicht persönlich danach zu handeln.“

Der junge Graf lächelte vor sich hin. „Ja, Onkel, das ist das Allgemeine, das Alltäglich-Gültige. Gewiß, ich weiß es. Da gilt das, was Du sagst. Und laß mich Dir versichern, ich bin weit ab davon, den Welt- oder auch nur den Gesellschafts-Reformator machen zu wollen. Dazu hab' ich nicht die Schultern. Aber das Besondre, das Besondre.“

„Welches Besondre?“

„Stine.“

„Ja so, die,“ sagte der alte Halbern und ließ in allem erkennen, daß er im Laufe des Gesprächs den Ausgangspunkt so gut wie vergessen hatte. „Ja, Stine . . . Dummes Zeug. Ich kenne das. Ein Junggeselle, der über fünfzig hinaus ist, ist mehr als einmal in Gefahr gewesen, an dieser Klippe zu scheitern. Aber das sind Anwandlungen, Fieberanfälle. Solange sie dauern, legt man sich die Weltgeschichte nach dem kleinen Gefühl zurecht, das einen gerade beherrscht; aber von heute auf morgen, oder wenn es hoch kommt von heute bis übers Jahr, hat man sich bekommen und sieht die Dinge nicht mehr durch das Trug- und Zauber Glas unserer erhitzen Phantasie, sondern durch die Fensterscheibe der Alltäglichkeit. Stine! Du sollst nicht brüsk mit ihr brechen, im Gegenteil, besuche sie solange Dich's dazu treibt; habe Deine Pflanderstunde mit ihr ruhig weiter; aber es muß der Augenblick kommen, wo sich's ausgeplandert hat und wo Du Deinen Irrtum empfindest. Eines schönen Tages fällt es Dir wie Schuppen von den Augen und Du siehst in einen Abgrund.“

„In welchen?“

„Das wag' ich nicht vorher zu sagen, vielleicht bloß in den der Langweile, vielleicht auch in einen schlimmeren. Und den Tag danach schreibst Du ihr einen Abschiedsbrief und trittst Deine dritte Römerfahrt an. Rom paßt ohnehin für die Halberns, alt zu alt. Aber nicht Amerika. Ja, für die diggings oder ein Goldgräber-Camp ist mir, offen gestanden, auch Stine zu schade. Beiläufig, was Stine von Amerika braucht, ist eine Singerische Nähmaschine.“

Waldemar erhob sich von seinem Plaze. „Du hast, Onkel, von Deinem Standpunkt aus, ein Recht so zu sprechen, ja, vielleicht härter und herber noch; es liegt Dir fern, mich kränken zu wollen, ich höre das heraus und ich danke Dir dafür. Aber alles was Du gesagt, kann mich nicht umstimmen; es

muß bleiben, wie es ist. Ich fühle mich zu diesem liebenswürdigen Geschöpf, das nichts ist als Wahrhaftigkeit, Natürlichkeit und Güte, nicht nur hingezogen, das sagt nicht genug, ich fühle mich an sie gekettet und ein Leben ohne sie hat keinen Wert mehr für mich und ist mir undenkbar geworden. Es braucht nicht Amerika zu sein; es findet sich auch wohl ein Winkel hier . . .“

„Was Gott verhüte . . .“

„Dann also drüben. Und ich bitte Dich, mir, bei den Eltern in Groß-Halbern, wenn nichts weiter, so doch das Ausbleiben eines großen, aufgesteiften Protestes erwirken zu wollen. Eine gegen mich verhängte Familien-Nacht möcht' ich, wenn's irgend geht, vermieden sehen, so wenig Schreckliches alle Bann- und Aechterklärungen von jeher für mich gehabt haben. Ich erwarte kein Ja, keinen Segen; ich verzichte darauf, schon einfach weil ich muß. Es verlangt mich nur zu hören, daß man sich in das Unvermeidliche gefunden hat, daß man sich ihm unterwirft, als wär' es eine Schickung oder welche sonstige fromme Bezeichnung man dafür wählen mag. Der junge Pastor kann ja Worte zur Auswahl stellen. Lebte der alte Buntebart noch, so wär' es besser. Der Besitz fällt meinem jüngeren Bruder zu, trotzdem Groß- und Klein-Halbern Primogenitur sind; ich werde den Verzicht gerichtlich aussprechen. Nur ein Pflichtteil erbitt' ich mir, um das Nötigste durchzuführen zu können. Und nun noch einmal, willst Du mein Fürsprecher sein, der wenigstens das Schmerzlichte von mir abwendet und mir für die Zukunft, und wenn es die fernste wäre, die Möglichkeit einer Verjöhnung offen hält?“

Der alte Graf schüttelte den Kopf.

„Also nein. Und auch das ist gut, weil es etwas Bestimmtes ist. Ich danke Dir, daß Du mich angehört und mich mit Standesredensarten und vor allem auch mit jenem französischen Worte, das bei solchen Gelegenheiten in unseren Kreisen gäng und gäbe ist, verschont hast. Und nun lebe wohl; ich sehe Dich nicht wieder. Alles was noch zu thun oder zu sagen bleibt, wird durch andere geschehen.“

Der alte Graf hatte sich ebenfalls erhoben und schritt, über den Teppich hin, auf und ab. Jetzt aber blieb er stehen und sprach nicht ohne Bewegung vor sich hin: „Und daran bin ich schuld . . . ich.“

„Schuld? Du? Schuld an meinem Glück? Nein, Onkel, nur Dank und wieder Dank.“ Und dabei nahm er den Hut, um zu gehen, hielt aber noch einmal an, augenscheinlich in Zweifel, ob er dem Oheim die Hand reichen solle oder nicht.

Der alte Graf sah es und trat seinerseits einen Schritt zurück.

So verbeugte sich denn der Nefse nur in aller Förmlichkeit und schritt dann auf die Thür zu, die nach dem Korridor hinausführte.

Draußen stand Johann, der gehorcht hatte, mit dem Überzieher schon in der Hand und ließ es an Dienstbesonnenheit nicht fehlen. Aber das nachdrückliche Schweigen, in dem er verharrte, schien doch auch seinerseits eine Mißbilligung ausdrücken zu sollen. War er doch lange genug im Halbernschen Dienst, um über Mesallianzen noch strenger zu denken als sein Herr.

(Fortsetzung folgt.)

Hausindustrie und Arbeiterschutz.

von
Dr. Ludwig Fulda.

Die Erweiterung des zum Schutze der Arbeiter gegen eine unangemessene Ausbeutung ihrer Arbeitskraft dienenden Rechtes ist vielleicht die wichtigste Frage der nächsten Zeit, jedenfalls die Frage, der sich das ungeteilte Interesse aller Freunde einer friedlichen Lösung der Arbeiterfrage im vollsten Maße zuwendet. Die beiden Erlasse des deutschen Kaisers an den Reichskanzler und den preussischen Handelsminister haben die volle Bedeutung derselben hervorgehoben und die dringende Notwendigkeit dem In- und Auslande dargethan, sowohl im Wege der Weiterentwicklung der heimischen Gesetzgebung wie mittels des Abschlusses von Staatsverträgen mit den übrigen Industriestaaten den Arbeitern den Schutz zu gewähren, auf welchen sie der heutigen Auffassung vom Staat und seinen Pflichten zufolge einen unverjähren Anspruch haben. Bei dieser Sachlage scheint es geboten, auf eine Arbeiterklasse aufmerksam zu machen, mit deren Verhältnissen sich die Gesetzgebung seither nur in sehr geringem Umfange beschäftigt hat, trotzdem dieselbe einer besondern Beachtung seitens der gesetzgebenden Gewalt nicht nur in gleichem Grade bedürftig ist wie die der Fabrikarbeiter, sondern in weit höherem. Die Arbeiterschutzgesetzgebung erstreckt sich noch nicht auf die hausindustriellen Arbeiter, sondern läßt die durch ihre Vorschritten geschaffenen Wohlthaten nur den in Fabriken und ähnlichen Etablissements beschäftigten Arbeitern zu teil werden; dieser Umstand verschuldet es, daß die Lage des hausindustriellen Arbeiters, d. h. desjenigen, der nicht in der Arbeitshütte des Arbeitgebers für diesen arbeitet, eine überaus traurige und beklagenswerte ist, und man darf getrost behaupten, daß der Fabrikarbeiter im Vergleiche zu dem hausindustriellen Arbeiter eines angenehmen und behaglichen Lebens sich erfreut. Der Verein für Sozialpolitik hat im vorigen Jahre eine Privatuntersuchung über die Lage und Verhältnisse der Hausindustrie in Deutschland veranlaßt, deren Ergebnisse bis jetzt in drei Bänden vorliegen; in dieser Veröffentlichung werden so ungemein betäubende Schilderungen von der gedrückten Lage der hausindustriellen Arbeiter entworfen, daß es wäherlich nicht länger angezeigt erscheint, sich nur mit dem Schutze der Fabrikarbeiter zu beschäftigen. Die Mitteilungen über die Beschäftigungsdauer, über die Beschäftigung der Frauen und Kinder, die Wohnungsverhältnisse, die Lohnverhältnisse sind solcher Art, daß der Staat sich der Aufgabe nicht mehr länger entziehen darf, auch diese Klasse von Arbeitern durch besondere gesetzliche Vorschriften vor einer kulturwidrigen Ausnützung ihrer Arbeitskraft, vor einer Gefährdung ihrer Gesundheit und Sittlichkeit zu beschützen. Es würde hier viel zu weit führen, wollten wir über die Lage der hausindustriellen Arbeiter auf Grund der genannten Veröffentlichung eingehendere Mitteilungen machen, allein einige Thatfachen wollen wir doch hervorheben, um dem Leser ein Bild von den Zuständen zu geben, wie sie auf diesem Gebiete leider vorhanden sind, und ihn zu überzeugen, daß es keine Übertreibung, sondern Wahrheit, ernste und bittere Wahrheit ist, wenn man sagt, im Vergleiche zu dem hausindustriellen Arbeiter lebe und arbeite der Fabrikarbeiter vielfach geradezu in einem Palast. In verschiedenen Zweigen der Hausindustrie werden Kinder schon im zartesten Alter beschäftigt, in der linksrheinischen Sammet- und Seidenindustrie schon mit Beginn des fünften Lebensjahres; diese armen unentwickelten Wesen sitzen dann in der unbequemsten Lage mit gebücktem Rücken in überfüllten Räumen und müssen nicht selten bis spät am Abend, ja bis tief in die Nacht hinein arbeiten; welche Folgen dies für die körperliche und geistige Entwicklung hat und haben muß, liegt auf der Hand; es wächst ein verkümmertes und verkürztes Geschlecht heran, in körperlicher Hinsicht unentwickelt, unentwickelt in geistiger Hinsicht, ein Geschlecht, das, kaum herangewachsen, schon als alt bezeichnet werden

muß und freudelos dahinlebt. Ist die Ausnützung der Arbeitskraft der Kinder und jugendlichen Leute in der Hausindustrie eine gesundheitswidrige, so muß das Gleiche von der Ausnützung der Arbeitskraft erwachsener Arbeiter gesagt werden; nicht zehn und elf Stunden arbeitet der hausindustrielle Arbeiter in zahlreichen Industriezweigen, sondern dreizehn und vierzehn, fünfzehn und gar sechzehn Stunden; die Fäulestrickerin in den Taunusbörfern sitzt von morgens sechs bis abends zehn Uhr an der Arbeit, stets den Faden schlingend und die Arbeit nur in den kurzen, für die Ernährung bestimmten Pausen unterbrechend. Wir sehen davon ab, über die jämmerlichen Lohnverhältnisse einige Angaben mitzuteilen, und wollen lieber auf die Beschaffenheit der Werkstätten und Wohnungen der hausindustriellen Arbeiter einen Blick werfen. Bezüglich beider werden die wichtigsten Anforderungen der Gesundheit und Sittlichkeit in zahlreichen Fällen in der schwersten Weise verletzt; bei den Spielwarenarbeitern im Sonnebergischen Bezirke, deren Verhältnisse mit die schlimmsten im ganzen Reiche sind, besteht die Wohnung aus Stube und Kammer, von denen die erstere als Wohn- und Arbeitsstube zu gleicher Zeit dient; dieselbe muß, auch im Sommer, ununterbrochen geheizt werden, damit die Ware rasch trocknet; am Ofen befindet sich eine Vorrichtung, um heißes Wasser zu halten. Der aufsteigende Wasserdampf schlägt sich nun in die kältere Schlaffkammer und vermehrt dort die natürliche Feuchtigkeit; in diesem Raume schläft nun die ganze, nicht selten recht zahlreiche Familie. Ähnliche Zustände werden auch in anderen Gegenden vielfach angetroffen, und mit Recht sagt ein neuerer Schriftsteller von den Wohnungsverhältnissen: es sei ein wahres Pandämonium, in das man schauernd einen Einblick thue. Gewiß müssen solche Zustände dem Staat und der Gesellschaft eine Veranlassung geben, ihre volle Macht, ihre ganze Kraft zu entfalten, um eine Besserung in den geradezu menschenunwürdigen Verhältnissen anzubahnen. Wollte die Gesetzgebung, wie es bisher geschehen ist, die Arbeiterschutzfrage nur mit Rücksicht auf die Fabrikarbeiter behandeln, so würde dies mit Notwendigkeit dahin führen, daß die Zahl der hausindustriellen Arbeiter sich vermehrte und damit noch eine weitere Verschlimmerung und Verschlechterung der Verhältnisse derselben einträte; die Erfahrungen, welche man in England in dieser Beziehung gemacht, sind auch für Deutschland sehr lehrreich; solange die englische Gesetzgebung nur für den Schutz der Fabrikarbeiter sorgte, wurde eine stetige Verminderung der Zahl dieser und eine entsprechende Vermehrung der hausindustriellen Arbeiter beobachtet. Man suchte sich seitens der Fabrikanten den strengen Bestimmungen des Gesetzes dadurch zu entziehen, daß man die Waren in größerem Umfange in der Hausindustrie anfertigen ließ, und dies war für die Regierung ein Grund, den Arbeiterschutz auch auf die hausindustriellen Arbeiter auszudehnen. Wir verstehen gewiß nicht, daß die Schwierigkeiten, welche dem Erlaß eines Schutzgesetzes für die Arbeiter der Hausindustrie entgegenstehen, groß, sehr groß sind, aber unüberwindlich sind sie nicht, und die deutsche Gesetzgebung hat ihre Fähigkeit, schwere sozialpolitische Fragen in zweckmäßiger Weise zu behandeln, schon zur Genüge bewiesen. Der Arbeiterschutz, dessen Erweiterung wir entgegengehen, darf nicht auf die Fabrikarbeiter beschränkt bleiben, er muß auch den in der Hausindustrie beschäftigten Personen zu teil werden, wollen wir es verhindern, daß neben dem vierten Stand noch ein fünfter entsteht, wollen wir einer körperlichen und geistigen Entartung breiter Volksschichten vorbeugen. Auch die Hausindustrie muß spüren, daß eine neue Zeit angebrochen ist, auch die in ihr thätigen Arbeiter müssen erfahren, daß die Zeit gekommen ist, in welcher der Staat es für seine Aufgabe erkennt, weitgehende Bestimmungen zu ihrem Schutze zu erlassen, die Fürsorge der öffentlichen Gewalt soll auch ihnen nicht entgehen, und darum meinen wir, daß die Gesetzgebung des Deutschen Reiches sich bei ihrer demnächstigen Thätigkeit in der Arbeiterschutzfrage auch mit den hausindustriellen Arbeitern zu befassen haben wird.

Einige Bemerkungen zur Hygiene in den Gasthäusern.

Von

Dr. Gregor Keymer.

Die Thatsache, daß eine große Zahl von Krankheiten durch mittelbare oder unmittelbare Übertragung oder durch Vermittlung der Luft, des Wassers und Bodens sich verbreitet, ist eine längst bekannte. Bereits in den Arbeiten der ältesten Schriftsteller finden sich Andeutungen und Beschreibungen, welche keinen Zweifel darüber lassen, daß man über den epidemischen Charakter vieler Erkrankungen sehr wohl unterrichtet war und auch die Ansteckungsfähigkeit einzelner Krankheiten, die nicht epidemisch auftreten, sehr wohl zu würdigen wußte. Die weitere Entwicklung der Lehre von den Infektionskrankheiten läßt sich historisch genau verfolgen. Nicht allein die Pest, Cholera, Pocken wurden bereits frühzeitig als ansteckend erkannt, sondern auch im vorigen Jahrhundert schon die Schwindsucht als infektiöse Erkrankung angesehen. 1782 erließ der König von Neapel ein Edikt, wonach die Pöthysiter als solche, welche eine ansteckende Krankheit haben, aus der Gesellschaft entfernt und in besondere Hospitäler gebracht werden sollten; außerdem mußten die Ärzte jeden derartigen Krankheitsfall zur Anzeige bringen. Die Forschungen über die Tuberkulose, welche vom Beginn dieses Jahrhunderts an ganz besonders Gegenstand eifriger Untersuchungen wurde, spiegeln die in den betreffenden Zeitaltern herrschenden Ansichten und Theorien in der Heilkunde getreu wieder. Man gelangte zur Erkenntnis, daß als Ursache dieser mörderischen Krankheit ein bestimmter Krankheitserreger gelten müsse; aber erst durch die neuen, geistreichen Untersuchungsverfahren von Robert Koch war es unserer Zeit vorbehalten, vollkommene Klarheit und Genauigkeit über die Natur dieses Krankheitsregers zu gewinnen. Gerade die Tuberkulose ist es, welcher von seiten der Ärzte, Hygieniker und Behörden das größte Interesse entgegengebracht werden muß, da sie alljährlich Zahlen erreicht, die überhaupt keine andere Erkrankung. Ein Beispiel möge hier genügen: Im Jahre 1888 starben in Berlin insgesamt 29294 Personen. Von diesen gingen an Lungenschwindsucht 4175, d. h. fast der siebente Teil aller Gestorbenen, zu Grunde. Aus anderen Ortsschaften lauten die betreffenden Zahlen ziemlich entsprechend.

Jene Entdeckung Kochs, daß ein ganz bestimmter Krankheitserreger, der Tubercelbacillus, und nur dieser, die Tuberkulose erzeuge, war für die gesamte Heilkunde von entscheidender Bedeutung, da es sich bei dieser Entdeckung nicht etwa um die Aufstellung einer neuen Theorie handelte, deren Nichtigkeit erfolgreich anzufechten möglich gewesen wäre, sondern um das Endergebnis enger Arbeiten, welche sich in ruhiger Folge innerhalb von Jahrzehnten entwickelt hatten, und welches mit mathematischer Sicherheit den Beweis führte, daß der genannte Pilz als die Ursache der Tuberkulose anzusehen ist. Den Untersuchungen Kochs folgte bald eine sehr große Anzahl von Arbeiten, welche die Erforschung der Entstehung anderer Krankheiten nach den neu gegebenen Gesichtspunkten zum Gegenstande hatten, und es wurden nicht nur die Erreger vieler ansteckender Krankheiten gefunden — allerdings ohne vorläufig auf jene absolute Nichtigkeit Anspruch machen zu können, wie die von Koch als Ursachen des Milzbrandes und der Schwindsucht entdeckten Pilze — sondern es wurde auch für manche Affektionen, welche man bisher zum Teil als „Erkältungskrankheiten“ aufgefaßt hatte, wie z. B. die Lungenentzündung, ebenfalls der Nachweis geführt, daß sie durch Pilze bedingt seien. Wenn sich auch bis jetzt die Hoffnung noch nicht erfüllt hat, daß es infolge der neuen Entdeckungen sogleich gelingen würde, durch das bessere Verständnis der Ursachen vieler Erkrankungen auch spezifische Mittel gegen dieselben zu finden, so war doch auch der skeptische Standpunkt, welchen einzelne gegen dieselben

annehmen zu müssen glaubten, welche vergeblich auf die Einführung neuer spezifischer Behandlungsarten gewartet hatten, ein irrthümlicher. Der Vorteil aber, welchen die Menschheit und die medizinische Wissenschaft von jenen Arbeiten gehabt hat, ist bereits jetzt ein gewaltiger, da das allgemeine Behandlungsverfahren sich ganz wesentlich nach den jetzt geltenden Grundfätzen der Entstehung vieler Krankheiten geändert hat, und ferner, und das ist wohl als das Hauptergebnis der jahrelangen, mühevollen Versuche der Vorgänger Kochs, dieses selbst und seiner Schüler anzusehen, es als gleichwertige oder sogar vornehmste Aufgabe der modernen Heilkunde gilt, nicht allein erkrankte Menschen zu heilen, als besonders die Krankheiten oder deren Entstehung zu verhüten. So ist denn heute die Prophylaxe der Erkrankungen in den Vordergrund des ärztlichen Interesses getreten und unsere gesamte Gesundheitspflege in neue Bahnen gelenkt worden. Die alljährlich tagenden internationalen hygienischen und medizinischen Kongresse und Versammlungen geben ein beredtes Zeugnis von der rastlosen Thätigkeit, welche auf diesem Gebiete jetzt in allen Ländern entfaltet wird. Auch in Deutschland haben sich in den letzten Jahren in hervorragendem Maße die Ärzte und die zuständigen Behörden mit den Fragen der Hygiene beschäftigt und die letzteren eine erhebliche Anzahl von Gesetzen und Verordnungen erlassen, welche bestimmte Vorschriften in dieser Beziehung enthalten. Zur Bekämpfung ansteckender und gemeingefährlicher Krankheiten sind besondere Maßregeln getroffen, welche sich zum Teil in den, jetzt nach den neuesten Anforderungen ergänzten und erweiterten, sanitätspolizeilichen Vorschriften für Preußen (dem „Regulativ“ vom Jahre 1835) erwähnt finden, zum Teil durch besondere Gesetze abgegrenzt sind.

Während die bakteriologischen Forschungen einen gewaltigen Umschwung in der Ausübung der Gesundheitspflege herbeiführten, haben zum nicht geringen Teil auch die Fortschritte der Chemie in den letzten Jahren eine größere Sicherheit in der Handhabung vieler gesundheitlicher Gesetze ermöglicht. In dieser letzteren Hinsicht ist besonders das Reichsgesetz, betreffend den Verkehr mit Nahrungsmitteln, Genußmitteln und Gebrauchsgegenständen vom Jahre 1879 zu nennen, welches genaue Bestimmungen über die Anfertigung, das Feilhalten, die Aufbewahrung aller zur Nahrung, zum Genuß und zu den täglichen Bedürfnissen dienenden Gegenstände, sowie über die Strafen für Verstöße gegen dieselben enthält. Dieses Gesetz hat außerordentlich segensreiche Wirkungen geübt und vielen bestehenden Mängeln abgeholfen. Trotzdem bleibt aber in dieser Beziehung noch vieles zu verbessern übrig, wogegen bis jetzt gesetzliche Vorschriften nicht erlassen sind, vielleicht auch nicht erlassen werden können. Während durch das Gesetz „für das Reich durch kaiserliche Verordnung mit Zustimmung des Bundesrats zum Schutze der Gesundheit Vorschriften erlassen werden können, welche das gewerbmäßige Verkaufen und Feilhalten von Nahrungs- und Genußmitteln von einer bestimmten Beschaffenheit oder unter einer der wirklichen Beschaffenheit nicht entsprechenden Bezeichnung verbieten,“ sind gar keine Verordnungen in Bezug auf den hygienischen Zustand des Ortes oder Platzes, an dem unter Umständen dieses Verkaufens von Nahrungsmitteln geschieht, vorhanden. Ich möchte in den folgenden Zeilen von der Hygiene eines Platzes, an welchem Genußmittel meist oder stets bei Gegenwart einer größeren Anzahl von Menschen verkauft werden, sprechen, nämlich der Gasthäuser und Gastwirtschaften, deren Hygiene bisher überhaupt sehr stiefmütterlich behandelt ist, obwohl sie, wie wir sehen werden, von großer Bedeutung ist. Werden in einem Gasthause verdorbene oder verfälschte Nahrungsmittel an das dort verkehrende Publikum abgegeben, so kann dafür der Besitzer oder Inhaber der betreffenden Anstalt, beziehungsweise diejenige Persönlichkeit, welcher die Verjorgung der Gäste anvertraut ist, zur Verantwortung gezogen werden. Einzelne derartige Vorgänge in den letzten Jahren sind noch in frischer Erinnerung. Vom hygienischen Standpunkte sind aber an die Gastwirtschaften bei weitem höhere Ansprüche zu stellen, als

es die eigentlich selbstverständliche Verabfolgung guter und frischer Ess- und Trinkwaren ist. In den Gasthäusern finden sich gewöhnlich zahlreiche Menschen oft für viele Stunden zusammen; während für viele Betriebe, wo große Menschenansammlungen sich finden, jetzt vorzügliche hygienische Einrichtungen gesetzlich vorgeesehen sind, werden solche für Gasthäuser vollkommen vermißt. Man muß zugeben, daß für den Aufenthalt der Arbeiter in Werkstätten, Arbeitsfälen und dergleichen gesetzliche hygienische Vorschriften nötig sind, damit nicht die Arbeiter bei der Erwerbung ihres täglichen Lebensunterhaltes Schädigungen ihrer Gesundheit ausgefetzt werden, daß dagegen der Aufenthalt in einem Gasthause ein mehr freiwilliger, für die Erholung und sogar das Vergnügen bestimmter ist. Hierauf ist zu entgegnen, daß für sehr viele Personen, z. B. Reisende, der Verkehr in Gastwirtschaften eine Notwendigkeit ist, daß bei dem sich immer mehr, besonders in Großstädten, ausdehnenden Verkehr in den Gasthäusern die hygienischen Verhältnisse in denselben gewiß volle Beachtung verdienen, und daß endlich für die Theater, wo ebenfalls ein Teil der dort verkehrenden Menschen, die Zuschauer, vollkommen freiwillig und (mit Ausnahme der armen geplagten Kritiker und Theaterärzte) des Vergnügens wegen sich einfindet, sehr genaue gesetzliche Vorschriften für hygienische und sichere bauliche Anlage der Räume vorhanden sind.

Betrachten wir einmal die letzteren Verhältnisse und allgemeinen Einrichtungen unserer Gasthäuser genauer, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß die meisten neuerbauten „Bierpaläste“ von außen und viele auch von innen für das Auge gar lieblich anzuschauen sind; ein hundertstimmiges Summen umerfüllt beim Eintritt das Ohr, angenehme Wohlgerüche (wenn man nicht in allzugroßer Nähe der Küche kommt) steigen in die empfangsbegierige Nase auf. Soweit wäre alles ganz gut; aber mit der vorrückenden Zeit nimmt die Zahl der Gäste zu, das Summen steigert sich bisweilen zu einem für nervöse Individuen besonders angenehmen Getöse. Mit der weiteren Anfüllung des Lokals tritt dann aber ein Uebelstand hervor, welcher bedenklicher Natur ist und welcher nicht allein die neuerbauten Bierhäuser, sondern in noch höherem Maße die alten, niedrigen Bierlokale betrifft. Die Luft, welche bereits durch die beträchtliche Anhäufung von Menschen allein eine fast uneinatembare war, was besonders auffällig ist, wenn man nach Theaterzuschuß ein beliebtes und daher gut besuchtes Gasthaus betritt — wird dadurch, daß ein großer Teil der Anwesenden sich in undurchdringliche Dampfwolken einhüllt, eine geradezu unerträgliche. Die etwa vorhandenen Ventilationseinrichtungen — nicht alle unsere Erfrischungsanstalten sind mit dergleichen von vielen als ganz überflüssig angesehenen Dingen ausgestattet — reichen nicht im entferntesten aus, den Abzug der qualm- und dunstgefüllten Luft und das Zutrommen frischer Luft in genügender Weise zu gestatten. Ein Raum, in welchem bequem sich hundert Menschen niederlassen können, wird durch Aneinanderrücken der Tische und Stühle an Tagen, an denen das „Geschäft gut geht,“ mit hundertfünfzig und mehr Menschen besetzt. Allerdings halten sich nicht alle Gäste viele Stunden lang in einem Gasthause auf; aber selbst das durchschnittliche Verweilen von einer bis zwei Stunden an einem so mit Menschen und schlechter Luft erfüllten, meist noch überheizten Raume ist sicherlich geeignet, Krankheiten sowohl zu erwerben als auch zu verbreiten. Wenngleich natürlich letzteres nicht für den Einzelfall erweisbar, ist doch die Wahrscheinlichkeit dafür gar nicht von der Hand zu weisen, besonders wenn noch die weiter unten zu nennenden Schädlichkeiten in einer solchen „Erholungs“anstalt vorhanden sind. Alle diese tadelnswerten Verhältnisse sind in einem noch weit höheren Maße in den unterirdisch gelegenen Bierstuben vorhanden, aus deren geöffneten Thüren und Fenstern manchmal auch am Tage ein so eigentümliches Gemisch von Gerüchen von Bierresten und anderen dufenden Gegenständen aufsteigt, daß dem Besucher beim Betreten dieser Biertempel die „Luft auf die Brust fällt“ und in der ersten Zeit des Aufenthalts vollkommen die Atmung

benimmt. Es ist rätselhaft, wie so viele Menschen in dergleichen der Gesundheit ganz unzutraglichen Räumen stundenlang sich behaglich fühlen können und — anscheinend wenigstens — gesund bleiben. Wenn ich sage anscheinend, so soll das bedeuten, daß wir im Falle einer Erkrankung noch nicht immer in der Lage sind, den sicheren Nachweis in allen Fällen zu führen, daß jemand direkt durch den Verkehr in solchen schlecht oder gar nicht ventilierten Lokalen erkrankt sei, daß es auch wohl kaum gelingen dürfte, hierfür stets unwiderlegliche Beweise zu erbringen, ebensowenig wie man während einer großen Epidemie stets ganz sicher wird feststellen können, wie, wo und wann jemand die betreffende Krankheit erworben, und auch oft nur von großer Wahrscheinlichkeit sprechen kann. Die Tatsache, daß auch in geräumigen, ventilerten Lokalen bei starkem Besuch die für den Aufenthalt daselbst vorhandene Luft keine gesunde ist und auch unmöglich sein kann, enthebt die Besitzer kleinerer Gasthäuser nicht von der Anforderung, überhaupt ihre Geschäfte mit Ventilationsanlagen zu versehen. Hier möchte ich noch einen Umstand hervorheben, welcher mir von großer Bedeutung in der Frage der Anlage und des Baues von Gasthäusern zu sein scheint. Sehr oft werden heute Räumlichkeiten, die sonst als Wohnungen für wenige Menschen dienen, des höheren Mietertrages wegen als Bier- oder Weinlokale vermietet, ohne daß auch nur die geringste Änderung in der Lage der Räume oder erst ihrer Ventilationsrichtungen vorgenommen wird oder werden kann. Es sollte überhaupt nicht gestattet werden, in dergleichen ganz unzulänglichen Räumen Gaststuben einzurichten.

Die soeben für die Ventilation hervorgehobenen Übelstände haften in gleicher Weise oftmals den Heizungseinrichtungen mancher Gastwirtschaften an. Dieselben strömen meist in ihrer nächsten Nähe eine solche Hitze aus, daß daselbst entweder keine Plätze für das verkehrende Publikum vorhanden oder daß Schutzvorkehrungen gegen die zu starke Wärmestrahlung getroffen sein sollten. Wenn man sieht, wie Menschen stundenlang dicht bei einer Gluthitze ausstrahlenden Heizungsanlage, sei dieselbe in Gestalt eines Ofens oder als Zentralheizung vorhanden, sitzen, so ist es wunderbar, wenn dieselben am nächsten Morgen nur mit einem tüchtigen Schnupfen behaftet das genossene „Vergnügen“ büßen. Die starke Erwärmung einer Körperseite wird in den meisten Fällen, wenn das betreffende Individuum sich nach dem Verlassen des Gasthauses wieder auf die Straße begiebt, in kalter Jahreszeit eine verschiedene Temperatur der einzelnen Körperteile und somit leichteste Veranlassung zur Erkältung im Gefolge haben. Auf den Einwurf, daß sich keiner in die Nähe einer Wärmevorrichtung zu setzen gezwungen sei, erwidere ich, daß es viel richtiger ist, hierzu überhaupt keine Gelegenheit zu geben. Daß das Öffnen von Fenstern in einem zu heißen Lokale aus verschiedenen Gründen (durch Zug u. s. w.) der Gesundheit schädlich und daher unstatthaft ist, bedarf kaum der Erwähnung. Im übrigen thut man gut, sich auch nicht in die Nähe von Fenstern, wenn dieselben nicht im unteren Teile verhängt oder sonst verdichtet sind, in den Gasthäusern niederzulassen, da dieselben meistens so undicht angelegt sind, daß durch die vorhandenen Spalten ein fortwährender feiner Zug hindurchgeht, welcher wie allbekannt recht bössartige Erkrankungen veranlassen kann.

Außer diesen mehr allgemeinen Mißverhältnissen in vielen unserer Gastwirtschaften, deren Abstellung einem Bedürfnis entsprechen würde, sind noch einige Punkte hervorzuheben, welche mit unseren eingangs berührten Forschungsergebnissen in näherem Zusammenhang, beziehungsweise völligem Widerspruch stehen. Der eine ist bereits oft Gegenstand von Besprechungen gewesen: das Auspülen der Trinkgeschirre und die zu diesem Zweck in den Gasthäusern vorhandenen Einrichtungen. Daß man bereits lange deren Unzulänglichkeit erkannt hatte, geht zur Genüge aus den auf verschiedenen Ausstellungen, in Berlin z. B. bereits in der Gewerbeausstellung gezeigten neuen Spülapparaten für Bierwirtschaften u. s. w. hervor: Daß ein einfaches Auf- und Abbewegen der eben geleerten Gläser in einem

zur Hälfte mit Wasser gefüllten mäßig großen Gefäße, dessen Inhalt mehrere Stunden lang oder auch gar nicht am Abend erneuert wird, zu einer auch nur einigermaßen den einfachsten Regeln der Sauberkeit entsprechenden Reinigung nicht genügt, ist einleuchtend. Die in den Seideln und Bierkrügen fast stets zurückbleibenden Reste vermischen sich mit dem „Reinigungs-“ wasser, und eine bakteriologische Untersuchung desselben würde recht oft bemerkenswerte Ergebnisse liefern. Noch schlimmer sieht es z. B. dann, wenn unter den Besuchern des Lokals außerdem solche vorhanden sind (wer wollte hierüber eine Kontrolle ausüben können!?), welche mit entzündlichen Erkrankungen am oder im Munde oder Rachen behaftet sind. Eine direkte Übertragung dieser Affektionen durch ungenügend gereinigte Trinkgeschirre wird so ermöglicht. Ich möchte hier sogleich einige Bemerkungen anschließen über die besonders in Berlin herrschende Unsitte des Trinkens mehrerer Personen aus einem Glase, wie dieses in den Weißbierstuben ein althergebrachtes Verfahren, aber auch bei besonderen Gelegenheiten aus Trinkhörnern und großen Humpen, z. B. auf Studentenfeste, keine Seltenheit ist. Hauptsächlich eine Infektionskrankheit, welche sich mit Erscheinungen in fast allen Organen und auf den meisten Schleimhäuten, speziell des Mundes, äußert, ist relativ häufig auf diese Weise übertragen worden, und es wäre endlich an der Zeit, den genannten Mißbrauch abzustellen, da man niemals sicher ist, ob nicht auch in der besten Gesellschaft eine oder mehrere Personen mit derartigen ansteckenden Affektionen behaftet sind, über deren Vorhandensein sich öffentlich zu äußern gern jeder einzelne vermeidet.

Als einen Fortschritt kann man es schon bezeichnen, wenn in einzelnen Lokalen am Schenktisch eine besondere Vertiefung mit darüber angebrachten Wasserleitungshahn vorhanden ist, aus welchem das Wasser in häufigen Zwischenräumen erneuert wird, oder wenn sogar auf diese Weise dasselbe beständig zu- und abfließend erhalten werden kann. Am brauchbarsten scheint wohl eine im fortwährend strömenden Wasser sich drehende Bürstenvorrichtung zu sein, durch welche die Trinkgläser gut gefäubert werden, während der Wasserstrom jene selbst rein erhält.

Im verflossenen Jahre ist es gelungen, die Art und Weise der Verbreitung der als Erreger der Schwindsucht entdeckten Pilze näher erkennen zu lernen. Es wurde gefunden, daß die im Auswurf und den Exjektionen der betreffenden Kranken enthaltenen Bacillen im trockenen Zustande sich dem Staube beimischen und, dann eingeatmet, bei den dazu geeigneten Personen die unselige Krankheit erzeugen, welcher alljährlich so zahlreiche Menschen zum Opfer fallen. Es ist also erforderlich, die Eintrocknung der Bacillen zu verhindern. Dies geschieht am besten, wenn man in allen geschlossenen Räumen, wo sich Menschen aufhalten, mit Wasser — nicht mit Sand oder Hobelspanen, die das Eintrocknen erleichtern — gefüllte Spundnäpfe aufstellt, und das Publikum sich daran gewöhnt, nur diese zum Auswurf zu benutzen.

Zum Schluß möchte ich noch eine der innersten Angelegenheiten der Gasthäuser erwähnen, welche zwar auch schon vielfach gerügt ist, aber auch einmal vom gesundheitlichen Standpunkt aus beleuchtet werden muß: die Reinigung und Aufbewahrung der zum Gebrauche der Gäste dienenden Wäsche. In sehr vielen Gastwirtschaften sieht man, daß die benutzten Tisch- und Mundtücher zusammengefasst und mit Wasser eingesprenzt in Pressen gelegt werden, um oft noch feucht und mit den verschiedensten Hinterlassenschaften des vorhergehenden Besitzers versehen, einem Folgenden zum Gebrauch vorgelegt zu werden. Wie sich eigentlich die Wirt bei diesem Besuchungs-, Faltings- und Pressungsvorgang eine Reinigung der Wäschestücke vorstellen, ist unverständlich; daß dieses Verfahren auch sehr gefährlich ist, bedarf aus den oben bei der Reinigung des Trinkgeschirrs auseinandergesetzten Gründen keiner Besprechung weiter. Genau ebenso verhält es sich mit der in den Gasthöfen zum Beziehen der Betten verwendeten Wäsche. Es ist in vielen Gasthöfen Sitte — oder vielmehr gefährliche Unsitte — der-

gleichen Überzüge und Laken, wenn sie nur eine Nacht von einem Reisenden in Benutzung waren, einzusprennen, feucht zu falten und zu pressen. Diesem letzten Mißbrauch müßte ganz entschieden gesteuert werden, da sich die Pilze mancher Krankheiten auch im Schweiß nachweisen lassen und daher eine direkte Ansteckungsmöglichkeit von Person zu Person durch diese ungenügend gereinigte Bettwäsche thatsächlich vorhanden ist. Wäre auch eine solche ausgeschlossen, so tritt noch bei dem Gebrauch jener Mundtücher und der Bettwäsche der Gedanke an das Unappetitliche und Unästhetische in den Vordergrund, welcher sich jedem aufdrängen muß, wenn er sich, nichts Böses ahnend, mit einem Tuche den Mund reinigt und nachher in demselben die Wahrzeichen seines Vorgängers entdeckt. Für die Gasthöfe wären in hygienischer Beziehung überhaupt viel weitergehende Vorschläge nötig, z. B. die Herstellung der Bettgestelle und der Matratzen aus leicht zu reinigendem Material. Als einfachste Anforderung jedoch für die Säuberung der Mundtücher und Bettwäsche in den Gasthäusern ist regelmäßige Waschung mit Auskochen jedes einmal gebrauchten Gegenstandes aufzustellen. Besonders auf das Kochen muß Wert gelegt werden, da unsere neuesten Desinfektionsverfahren darauf beruhen, die zu desinfizierenden Gegenstände strömendem Wasserdampf von über hundert Grad Celsius eine gewisse Zeitlang auszusetzen oder eine Zeit in kochendem Wasser liegen zu lassen, da durch beide Methoden sämtliche in den Dingen etwa vorhandene Mikroorganismen sicher vernichtet werden.

Wenn ich oben noch die Aufbewahrung der in den Gasthäusern für die Gäste vorhandenen Wäsche erwähnte, so meine ich hiermit besonders die Aufbewahrung der Mundtücher. Während eines Aufenthaltes in einer anderen großen Stadt bemerkte ich in einer hauptsächlich für das Einnehmen des Mittagessens bestimmten Gastwirtschaft einen großen Berg von gebrauchten zusammengewickelten Mundtüchern, deren jedes mit einem verschieden gestalteten Ringe versehen war. Der Zweck dieser Einrichtung sollte der sein, daß jeder Stammgast jedesmal nur das von ihm selbst bereits benutzte Mundtuch wieder vorgelegt erhalten sollte; wenn auch dieser Zweck hierdurch wohl erreicht wird, so gewähren doch die Ringe auch nicht den geringsten Schutz der Übertragung der — ich will nur sagen Unsauberkeit des einen Mundtuchs auf das andere, ganz abgesehen von der eben geschilderten Gefahr, welche die Nachbarschaft des Mundtuchs eines kranken Menschen für die in der Umgebung dicht anliegenden bietet. Ein sehr einfaches Verfahren ist geeignet, die Tücher selbst beim Aufeinanderlegen doch von jeder Berührung fern zu halten, indem man jedes Mundtuch mit einem genügend großen Stück Zeug umgiebt, welches an der dem Tuch zugekehrten Seite aus leicht zu reinigendem Wachsstoff besteht und außen mit Buntdruckmuster versehen oder auch schwarz gefärbt ist, ein Stoff, welcher jetzt überall billig käuflich ist. Über diese Hülle kann dann der betreffende Ring gezogen werden. Diese Einwickelung der Mundtücher sollte, beiläufig bemerkt, auch für deren Aufbewahrung in den Familien in Anwendung gezogen werden.

Die den Wirten durch die Abstellung der genannten Mißstände verursachten Kosten würde das in den Gasthäusern verkehrende Publikum zum Teil wohl gern tragen, oder viel lieber auf „stilvolle Einrichtung“ und prächtige Hausfagade eines Lokals Verzicht leisten, wenn durch zweckmäßige Anlage der baulichen Einrichtungen und gründliche Reinigung aller Gebrauchsgegenstände eine höhere Bürgschaft für besseren Schutz der Gesundheit gegeben würde.

Wenn ich in meinen Besprechungen bisher nur die Hygiene des in Gasthäusern verkehrenden Publikums größerer Beachtung empfahl, so muß ich noch kurz erwähnen, daß es auch um die Hygiene des Arbeitspersonals in den Gastwirtschaften, der Kellner, noch an manchen Orten recht traurig bestellt ist. Abgesehen davon, daß natürlich auch bei ihnen die oben gerügten hygienischen Mängel der Gastwirtschaften ins Gewicht fallen, ist eine von morgens neun Uhr bis in die Nacht um zwei Uhr oder noch viel länger selbst an gesundheitlich vollkomme-

nen Orten ununterbrochene Beschäftigung eine zu sehr ausgedehnte. Wenn auch nicht alle Kellner einer Gastwirtschaft zu so früher Stunde wieder auf dem Posten zu sein brauchen, so muß es doch ein Teil derselben, und im allgemeinen ist die für den Schlaf oder erst Erholung bleibende Zeit eine viel zu geringe. Es könnte hier leicht Abhilfe geschaffen werden, wenn fest angestellte Kellner sich zu gewissen Stunden einander ablösen. Aber die in den Wiener Cafés beschäftigten Bediensteten, deren fast durchgängig wachsbleihe Gesichter auch dem Nichtarzt Zeugnis ihres Gesundheitszustandes ablegen, will ich mich hier ebensowenig wie über die in den „Restaurants mit Damenbedienung“ vorhandenen Kellnerinnen, deren Gesundheit zum großen Teil durch das zwangsweise Vertilgen großer Mengen von Getränken (von oft sehr zweifelhafter Güte) in schonungsloser Weise untergraben wird, weiter äußern. Diese Fragen wollte ich überhaupt hier nur ganz kurz berühren, da ihre weitere Erörterung zu ausgedehnt werden müßte. Die Abhilfe dieser letztgenannten Mißstände ist ungeheuer schwierig; da sie aber auch ebenso nötig ist, so muß sie geschehen.

Sahne Xenien des Achtundachtzigers.

Von

Eduard von Bauernfeld.

(Schluß.)

„Schreib uns Xenien zum Lachen,“ —
Gleich. Muß mein Testament erst machen.

Wenn die „Streber“ ihr Wesen treiben,
Journalisten Komödien schreiben,
Anti-Semiten an Juden sich reiben,
Juden immer dieselben bleiben,
Wenn sich die Liebenden entleiben,
Schwache Greise sich beweiben,
Anaben rauchen und Kegel schieben,
Schlechte Minister am Ruder bleiben —
Wer soll da nicht Satiren schreiben.

„Auf Ida.“

Hamburger Skizze von Ilse Trapan.

Die holsteinischen sind doch immer die besten. Die böhmischen mögen wohl auch gut sein, aber es sind so viele Spiegelkarpfen darunter, und da fällt das Absaugen der Schuppen beinahe weg; und nun gar bei den Lederkarpfen, die so eine Art zähen Felles haben! Und dann müssen diese Böhmen auch so lange unterwegs sein, bis sie herkommen, und zuweilen wird das Wasser in den Füßern lau, dann leidet der Geschmack der Fische darunter; oder es gefriert, und dann stirbt gar einer oder der andere ab. Der brandtweingetränkte Bissen Brot im Munde erhält sie nicht immer am Leben, durchaus nicht. Nein, bei den Holsteinern ist man seiner Ware sicherer. Johann Christian Wobbe führte nur Holsteiner, bezog sie vom Dicksee, wie alle seine Kunden oft von ihm gehört hatten. Es ist notwendig, daß man sich auf einen Geschäftsmann verlassen könne. Auf Johann Christian Wobbe konnte man sich verlassen, das war gewiß.

Wie er so in seinem weitläufigen Keller stand mit den zehn viereckigen rotlackierten Wasserbehältern, in die fortwährend frischer Zufluß rieselte, während es unten ebenso tropfenweise abfloß,

lah er in seiner breiten, weißen Schürze und der Schirmmütze, mit den roten Backen und den blauen Augen wie die Zuverlässigkeit selber aus. Es war etwas Rundliches, Behäbiges nicht nur in seinem Gesicht, sogar in seinen Bewegungen, wie er einen großen, zappelnden Karpfen aus dem Bassin nahm und mit einer Art von behutsamer Zärtlichkeit in die Wagschale legte. „Und wenn Madam ihn lieber gleich tot haben will, denn will ich ihn auf'n Kopf schlagen; aber ich leg' da 'n Tuch über, daß Madam das nich so sieht, denn welche sagen, daß ihnen der Appetit vergeht, wenn sie das sehn. Mir? Nee, Madam, ich weiß da nix von, das is alles Gewohnheit; und wenn man das genau nimmt, — sie sünd ja mal dazu da, nich, Madam? Dafür sünd ja die Karpfen in die Welt, daß wir sie uns zu Sylvester, will ich mal sagen, oder auch zu andere Gelegenheiten gut schmecken lassen. Süh so, Madam, — nee, er lebt nich wieder auf, — und durchlecken thut das auch nich, is gut eingewickelt; — auch gleich 'n Stange Meerrettig? Haben Sie all? So, hätten Sie bei mir auch kriegen können, wär' ein dohn¹ gewesen, — adjüs, Madam, und 'n recht vergnügtes neues Jahr, und beehren Sie mich bald wieder.“

Die Frau zog ihr Geldtäschchen und zahlte. „Bloß 'n hüschchen teuer is unser Herr Wobbe,“ sagte sie, ihm mit dem Finger drohend, „noch immer so wie vorig Jahr? Bei Bornemann gradüber kosten sie diesmal schon zehn Pfennig weniger das Pfund.“

„Madam, was ich Ihnen gesagt hab'! Denn sünd das keine Holfsteiner! Das is all zusammengekauften Kram, was sich so angro nennt! Karpfen angro, nu bitt' ich Ihnen bloß!“ Wobbes ganzes Gesicht drückte Widerwillen und Verachtung aus. „Wo jeder Fisch einzeln behandelt werden will!“ fügte er gewichtig hinzu.

Die Käuferin zuckte die Achseln. „Ich mein' man bloß, sonst ging das bei Ihnen auch hilder² zu; bei Bornemann stehen die Leute bis auf die Straße hinaus, und seine Niederlage auf der Alster war ganz schwarz von Menschen.“

„Ja, es is schwer heutzutage!“ seufzte der Amtsfischer und sah ängstlich nach der Thür, in der ein paar Dienstmädchen angelegentlich schwatzten; „aber alles, was recht is, 'n reinen Kram is das nich mit den Bornemann!“ Er schüttelte den runden Kopf und fügte leiser hinzu: „Ich hab' ja meinen Schuppen neben seinen stehn auf der Alster, das is all so'n halbtote Ware! Ich möcht' sie nich essen, das is gewiß.“

Plötzlich sah er, daß die Mädchen wieder hinausgingen. Er sprang ihnen nach und erfaßte eins am Arm.

„Fräulein! Lüttmaid! Hebben Se all kregen? Nee? Na, wat lopen Se denn wedder weg? Könt Se nich en Ogenblick töwen?“³ rief er eifrig.

„Wi hört man eben, dat Se negentig Penn nehmt, denn geht wi na Bornemann röber,“ sagte eins der Mädchen schnippisch, „da spar ich tein Penn op't Pund; kumm, Lise!“

Eine blaß und kränklich aussehende Person, Frau Wobbe selber, in einem dicken lila Seelenwärmer, den Kopf in ein wollenes Tuch gehüllt, tauchte neben dem Ladentisch auf; die kleine Kellerstube hinter demselben war ihr gewöhnlicher Aufenthalt während der Verkaufszeit.

¹ Ein Abmachen. ² Hixiger, eiliger. ³ Warten.

„Wedder nix to dohn,“ sagte sie kleinmütig, während ihr Auge den leeren Laden überflog, „ich kann dat nich begriepen.“

„Ich woll!“ versetzte ihr Mann, „un ich wull man,¹ ich kunn da 'n Peh² vorichrieben!“

„Wovor, Krijschan?“

„Dat he nich allens an sich ritt!“³ rief er grimmig.

„Wo kunnst Du da woll wat gegen dohn!“ sagte die Frau, „dat is nu mal so.“

„Dat jall aber nich jin!“ rief der Fischhändler dunkelrot und drohend, wie man es diesem gutmütigen, vollwangigen Gesicht mit dem Doppellinn und der kleinen Stumpfnase gar nicht zugetraut hätte, und schlug mit der Faust auf die Marmorplatte des Verkaufstisches, „dat is ja de reine Mord, is dat ja!“

„Dat Kind is noch buten,“ sagte die Frau ablenkend und schob die Hände unter die Schürze, „weest Gott, wat se sich nich verköft.“

„De Deern is mehr vun min Schlag,“ murrete der Mann, „aber kunnst se ja rinropen.“⁴

Die Frau ging an die Ladenthür, öffnete eine Spalte breit und rief: „Jda, Jda!“ mit vor den Mund gehaltenem Tuch, denn es kam ein Wagen voll nassen Nebels und Zugs herein.

Der Mann hatte in mürrischem Schweigen, die Hände hinterm Rücken, an einem der Bassins gestanden.

„Dat is de Minschenmöglichkeit!“ murrte er vor sich hin.

„Wi möt doch to hüt aben noch mehr War' herinhebben, schullst man rut gahn, Krijschan.“

„Wi blüwt mit den ganzen Kram sitten, jallst mal sehn.“

Die Frau setzte sich auf einen Stuhl, der eigentlich für Kunden dastand.

„Hör, Krijschan,“ begann sie zögernd, „wenn Du mi of mit dem Preis dalgungst —“

Wobbe sah sie zornig an. „Dalgahn? De Swindelei mitmaken? Ich weet gor nich, wat Du denkst!“

„Aber Bornemann —“ fiel sie ein.

„Wat he kann, dat kann ich nich!“ rief er, „wat for em Spekulationschon is, dat wuer mi ringenieren! Dat mußt Du doch insehn! Twintig Dufend jall he gistern kregen hebben! Is da nu gegen antokamer? Ich kann mi termaudbarsten⁵ um is all for de Katt!“ Er ballte die Faust. „Ich wull, ich kunn em bifamen, den Schimmer!“

Die Frau sah ihn erschrocken an. „He hett Di doch jünst nix dahn.“

„Is dat noch nich nog,“⁶ schrie er heftig, „dat he mi dat Brot for'n Mum'n wegritt? Dat min ganzen Kram for de Hum'n geiht? Dat ich mit min goden Nam un renommiertes Geschäft vun Wadderstiden her, sitten mutt un op Kum'n luurn, as wör ich 'n lütten Anfänger? Noch nich nog, dat de Kirl herkummt un plant sich mi vor de Näs' hen mit sin Spegelscheibens un Marmortischens un grote Springbrunnens un wat nich all, un givt noch allens billiger? O, ich much⁷ em —“

Er verstummte, es trat endlich wieder ein Käufer ein. Doch konnte die kleine Bestellung seine Laune nicht für lange verbessern.

¹ Ich möchte nur. ² Verbiten. ³ Reißt. ⁴ Vereinfachen. ⁵ Zerarbeiten. ⁶ Wenig. ⁷ Möchte.

Als sie wieder allein waren, band er die weiße Schürze ab und nahm die Mütze vom Kopf. „Denn will ich nu man losgahn,“ jagte er, „dat beet en, wat hier kummt, kunnst Du mitdewil woll alleen besorgen.“

„Kiek doch of mal nah de Lütt,“ bat die Frau, „mi dücht, se is wedder mit de Schrittschoh los.“

„Dat is en fixe Deern,“ erwiderte Wobbe, und ein freundliches Lächeln flog über sein mißmütiges Gesicht, „ümmer düchtig dar, dat harr 'n Jung waren süllt.“

„Ick will, dat se man erst to Hus wör,“ seufzte die Mutter, „se is of gor to wild und drook!² 'n Deern vum drüttein Jahr im ümmer op de Schrittschoh im op de Straat rumklabastern.“

„Lat ehr man,“ sagte der Mann und bürtete seinen Rock, „wenn se öller ward, geht dat Stillsitten im dat Glend vum sülvst los, — dat sünd de glücklichsten Zohren.“

Die Frau schüttelte den Kopf, doch sagte sie nichts weiter, reichte nur dem Weggehenden noch einen großen, weißen Shawl und Handschuhe, „dat is da 'n Tog op de oll Mster, — verköl Di man nich, Krijschan, im — wat ich seggen will, tref man lever de grooten Stäbeln an, dat ward natt sin.“

Er fehrte wieder um und that, wie sie ihm geraten.

Die Frau blieb fröstelnd sitzen in dem halb oberirdischen Keller mit dem Fisch- und Wassergeruch, dem eintönigen Tropfengeräusch, und betrachtete durch die beschlagenen Fensterscheiben, vor denen schon eine Reihe kleiner Gasflammen brannte, obgleich es kaum halb drei nachmittags war, wie durch einen trüben Flor das Auf- und Abströmen der Menge. Sie gewahrte zwar eigentlich nichts weiter als stapfende Beine, um die es spritzte, flatternde Kleiderfäume und hier und da ein Gesicht mit roter Nase und roten Ohren, das sich neugierig zu ihrem Kellerfenster herabbog. In Bornemanns großem eleganten Laden drüben an der Ecke ging die Thür unaufhörlich auf und zu. Und nun kam eine Drehorgel und spielte: „Nun danket alle Gott,“ immer in das Klingeln von Bornemanns Ladenthür hinein. Die Frau setzte sich zuletzt so, daß sie nicht mehr hinübersehen konnte, ganz unwillkürlich.

Wobbe war inzwischen durch die Stadt gewandert, den alten Jungfernstieg hinunter, dann den neuen. An der Ecke, zwischen Lombardsbrücke und Esplanade, lag sein Schuppen auf der Binnenalfster. Seit gestern abend taute es; das Eis stand halb unter Wasser, so daß die Zelte und Buden auf dem schwärzlichen Spiegel haltlos zu schwimmen schienen; der Wind zaufte die nassen Flaggen, und die schon hier und da angezündeten Lampen schimmerten von unten wieder herauf wie rötliche, zitternde Sterne. Eine große Schar Krähen umkreiste mit Gekrächz die Fischlager und flog, sobald sich Menschen näherten, in einer schwärzlichen Wolke zu dem grauen Himmel auf, der nur tief im Westen von ein paar gelben Streifen durchfurcht war. Die dunkeln Vögel hockten lauernd auf der großen Wage, die zu dem Bornemannschen Magazin gehörte, und spähten mit vorgestreckten Hälsen nach toten Fischen oder nach Abfall. Wobbe stand einen Augenblick still und betrachtete wie sie die Niederlagen der Großhändler. Es war auch eine Art von Krähenblick in seinen blauen Augen, wie er gegen Bornemanns Hauptgebäude mit dem Comptoir den dicken Faust-

¹ Bischen. ² Keck.

handschuh schüttelte. Doch zog er die Hand schnell an sich; ein Mann in Wasserstiefeln und einer Wachstuchjacke trat dort aus der Thür. Wobbe schloß seinen eigenen Schuppen auf, machte Licht und besichtigte die ins aufgeschlagene Eis hinabgelassenen Fischkästen. Wie er hineinleuchtete, war das schwarzgelbe Gewimmel, aus dem gelegentlich ein schnalzendes Fischmaul emporfuhr, deutlich erkennbar. Er ergriff einen großen Ketscher mit eisernem Stiel, der an der Bretterwand lehnte, und begann zu fischen. Breite, wassergefüllte Bünnen standen umher, in die er sein Netz entleerte. Als er genug hatte, schloß er hinter sich ab, um den Knecht zu rufen, der die Bünnen aufladen und in die Stadt karren sollte. Dann war er selbst beim Aufladen behilflich. „Jahr man gau to, Mas,“ sagte er, „ich hal blot noch min Hanschen rut.“

In Bornemanns Schuppen, der an seinen stieß, war die Thür nur angelehnt.

„Da is all wieder eine!“ schrie jemand, und ein Stück Holz flog krachend gegen die Wand.

Unwillkürlich horchte Wobbe auf das laute Gespräch drinnen.

„Haben Sie sie getroffen? Ich mein', sie hat geknickt,“ fragte eine andere Stimme, unterbrach sich aber plötzlich mit dem Schrei: „Donnerwetter, eben ist sie mir gegen die Beine gefahren!“ Drinnen entstand ein Gepolter und Gelächter. „Halten Sie die Thür zu, bloß noch einen Augenblick!“ rief der erste.

„Den Deubel auch! Ich bin bange vor dem Unzeng! Lassen Sie mich raus, Lührs!“

Wobbe hatte eben noch Zeit, auf die Seite zu springen, denn die Thür wurde aufgestoßen und blieb offen hinter den beiden jungen Commis, die wie zwei Jagdhunde herausliefen. „Da geht sie hin,“ rief Lührs hitzig und schwenkte seinen großen Ketscher, „'n büschen aus'n Weg, Lüders; wart', dich krieg' ich!“ Lüders, schon in Hut und Handschuhen, schüttelte sich vor Widerwillen und eilte dem Lande zu.

„Mahlzeit!“ nickte er noch flüchtig nach rückwärts. „Herrjes, da is ja noch eine, wir haben ja woll ein ganzes Nest aufgestöbert! Is das 'ne Wirtschaft hier mit dem Viehzeug!“ und Lührs schlug um sich, wie gegen eine Motte unsichtbarer Teufel. „Was is denn los?“ schrie es aus den andern Schuppen, und im Nu hatte man sich verständigt.

„Hallo, Jungsens, hier sind sie!“ rief Lührs, glitschte aus und plumpste längelang ins flache Wasser. Alles lachte und stürmte durcheinander. Die Fischer, die Verkäufer, die Buchhalter sogar rannten mit aufgeregtem Gesicht wie eine Horde wilder Jungen hinter den unglücklichen Wasserratten drein.

Als Lührs naß und völlig atemlos nach einer halbstündigen Jagd zurücklaufen wollte, stieß er fast mit einem zusammen, der landeinwärts ging. Er erkannte den breiten, behaglichen Mann und rief: „Gut Abend, Wobbe! Schad', daß Sie nicht mitgeholfen haben; ich hab' zum min'sten zehn Stück totgeschlagen; so'n Keirdje¹ haben wir lange nicht gehabt!“

„Gut Abend,“ erwiderte Wobbe einsilbig und ging schnell vorüber. —

Frau Wobbe hatte wenig zu thun gehabt; es ist die Wahrheit, gegen einen Nachbar wie Bornemann konnten Leute wie Wobbe nicht aufkommen. Sie saß im Laden und strickte

¹ Spah.

mit ihren weißen, kältesteifen Fingern an einer wollenen Sacke für ihren Mann, — es war ein Weihnachtsgeschenk, das nicht ganz fertig geworden. Alle Augenblicke legte sie die Nadeln hin, hauchte in die Hände, rieb sie zusammen und horchte, ob ihr Mann oder ihre Tochter nicht zurückkehre. Ida war gekommen, kurz nachdem der Mann das Haus verlassen hatte. „Gott, Deern, büßt Du endlich dar?“ hatte Frau Wobbe erleichtert gerufen und Idas Strümpfe befühlen wollen, ob sie auch nicht naß seien. Aber das war ein Mädchen! Es hatte gestrampelt und gelacht und gerufen: „Ganz knochentrocken! Wo is Papa? In'n Schuppen? Na, denn gib mir man 'n neues Haarband, mein is wieder weg, denn will ich ihm 'n büschen entgegengehn!“ Und ohne auf die kläglichen Reden der Mutter zu achten, hatte der Wildfang, der dem Vater gleich, wie eine junge Kartoffel einer alten, seine dicken, blonden Zöpfe neu zugebunden, sich ein Butterbrot aufgeschmiert und war wieder aus der Thür gewitscht, in den häßlichen, naßkalten Winterabend hinaus, der aber, wie es schien, seinen roten Backen und lustigen Augen nicht das geringste anhaben konnte. War das ein Umeinanderlaufen von den beiden!

(Schluß folgt.)

Ein geistiger Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich.

Son

Dr. Maximilian Sohn.

Goethe und Schiller hatten bereits den Gipfel ihres geistigen Schaffens erstiegen, die Tiefe und der Ernst des Denkens war zugleich mit dem Idealismus unserer Dichtung eingelehrt, so zwar, daß die Philosophie durch Kant auf eine die ganze Zeit überragende Höhe geführt ward — und trotz alledem hatte Frankreich unseres Geistes kaum einen Hauch verspürt, das Fremde nur insoweit ehrend, als es Wasser auf die revolutionäre Mühle zu treiben schien. Und als die großen französischen Heere Deutschland überfluteten, dachten sie nur daran, zu erobern und zu raffen; um wissenschaftliche Erkenntnis unserer Sprache und Litteratur kümmerten sich selbst die Emigranten nicht, und eine glänzende Ausnahme machte Charles de Villers, nach Goethe ein „Janus bifrons, der das litterarische Leben seiner Landsleute und der Deutschen überschaut.“ Frau v. Staël wurde von ihm erst angeregt, und wenn auch ihr Buch: de l'Allemagne die deutsche Litteratur in Frankreich neben der Einbürgerung manches schiefen Urteils ziemlich wirksam eingeführt, so ist doch Villers der weitaus gründlichere Kenner Deutschlands, in dessen Gedankenwelt er heimisch gewesen, dessen Sprache er beherrschte, an dessen Schicksalen er zur Zeit der größten Erniedrigung warmen Anteil genommen, so daß ihm 1809 die seltene Auszeichnung des Ehrenbürgerrechts der freien Hansestadt Bremen zu teil geworden ist. Das Dokument besagt wörtlich, die Ehre werde ihm zuerkannt „in Rücksicht der ausgezeichneten Verdienste des Herrn Carl v. Villers um die deutsche Litteratur, in freimütiger Bekämpfung vieler Vorurteile des Auslandes gegen die Eigentümlichkeiten der deutschen Nation; besonders aber wegen der von demselben durch wiederholte, aus eigenem Antrieb übernommene Bemühungen bewiesenen Anhänglichkeit an dem (sic) Wohl der freien Hansestädte überhaupt, als auch unserer Stadt insbesondere.“

Carl v. Villers, geboren am 4. November 1765 zu Volchen in Lothringen, 1783 Artillerie-Offizier in Metz, dann in Straßburg mit klassischen Studien beschäftigt, im März 1792 zum Artillerie-Hauptmann ernannt, durch das Aufsehen, das

seine Schrift: de la liberté machte, zur Auswanderung gezwungen, kämpfte tapfer im Heer der Emigranten, kehrte nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzuges nach Metz zurück, um jedoch bald wieder zu fliehen und zum zweitenmal die deutsche Grenze zu überschreiten. 1796 finden wir ihn in Göttingen, wo er mit Kästner, Heyne, Eichhorn, Schlözer in enge Verbindung trat. Auf dem Wege nach Rußland, wo sein jüngerer Bruder bereits Unterschlupf gefunden hatte, kam er durch Lübeck, und diese Stadt mit ihrem lebhaften Handel, ihrem blühenden Gewerbe, ihrer geistigen Regsamkeit fesselte ihn so sehr, daß er sich dauernd in derselben niederließ. Hier, im Kreise edler Freunde, im engen Herzensbündnis mit seiner gefeierten Freundin, der „vielbelobten und beliebten Fraue“ Dorothea Rodde-Schlözer, deren profunde Gelehrsamkeit über Deutschland hinaus Stammen erregte, ersorgte er mit wissenschaftlichem Ernst das innerste Seelenleben Deutschlands, trat mit einer Reihe der hervorragendsten Vertreter der Litteratur in nahen Verkehr — wir nennen nur Namen wie Jacobi, Görres, Stolberg, Voss, Jak. Grimm, Goethe u. a. — und erfaßte so täglich lebhafter die hohe Bedeutung unseres Vaterlandes in religiöser, wissenschaftlicher und litterarischer Hinsicht. Eifrig studierte er die Kantische Philosophie, die er dann in französischer Sprache 1801 seinen Landsleuten nach ihren Grundzügen und mit besonderer Berücksichtigung der Kritik der reinen Vernunft vorführte, ein Werk, zu dem selbst der größte Widerpart alles Ideellen, Bonaparte, sich hingezogen fühlte, und welches ihm den Auftrag verschaffte, in gedrängtester Form einen Abriss der Kantischen Lehre für den Konsul (in usum Consulis) einzuliefern. Freilich, manche feindselige Stimme erhob sich bei unsern westlichen Nachbarn gegen diese Schilderhebung Kants, und ein gallischer Hahn stimmte folgendes unglaubliche Krähen an: In einer Zeit, in welcher eine neue Philosophie, würdig des zehnten Jahrhunderts, mit ihrer Finsternis den Norden Deutschlands bedeckte, und welche ihre begeisterten Anhänger für den Kodex jener Weltvernunft ausgeben, die als Grundlage für alle unsere Kenntnisse dienen, habe man den Franzosen Interesse an einem in barbarischem Klauerdewelsch geschriebenen Buche zugemutet, dessen Aufschriß schon (Kritik der reinen Vernunft) ein Unsiim, und dessen Inhalt der unverständlichste Gallimathias sei, welcher je aus einem menschlichen Kopfe herausgekommen ist.

Schon vorher (1798) hatte Willers recht eindringliche Mahnungen an seine in Deutschland zerstreuten Landsleute gerichtet, sich nicht gleichgültig abzuwenden von den litterarischen Schätzen der arbeitamen und bescheidenen Nation, welche sie gastlich in ihrem Schoße aufgenommen, vielmehr die Sprache der deutschen Schriftsteller, in deren Mitte sie sich befänden, zu erlernen, ihren Geist zu ergründen, zu unterscheiden, was dieselben Gutes haben und was der französischen Litteratur fehle. Vereinsamt inmitten Europas infolge einer schönen, aber harten Sprache, welche von den andern Völkern verschmäht werde, mache sich das hochgebildete und fast mit allen Schriften der anderen Nationen bereicherte Deutschland, welches seinen Nachbarn fast so fremd sei wie China oder Indien, zu seinem eigenen Mittel- und Zielpunkte. Die deutsche Litteratur befinde sich gerade jetzt in ihrem goldenen Zeitalter; an den Emigranten sei es, die Schranken zu brechen und Geistesbrücken aufzubauen zwischen zwei Völkern, deren geistige Verständigung zwar schwer, doch nicht unmöglich sei.

Wochten auch die Emigranten sich gegen solche Worte die Ohren verstopfen, er selber hörte in seiner Würdigung des deutschen Geistes nimmer auf. Immer mehr fühlte er sich berufen, den geistigen Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich zu vermitteln. Großes Aufsehen erregte seine (1803) vom französischen Institut gekrönte Preisschrift über die Folgen der Reformation für die politische Lage der verschiedenen Staaten Europas und für den Fortschritt der Aufklärung. Auf einer Reise nach Frankreich, die er mit der Familie Rodde für längere Zeit unternahm, wurde er Mitglied des Instituts und sah so seine Anstrengungen um die Herstellung eines auf

gegenseitiger Förderung beruhenden geistigen Verkehrs der zwei Nationen mit Erfolg gekrönt. Doch die so glücklich angeknüpften Beziehungen sollten durch die traurigen Schicksale der nächsten Jahre zerrissen werden. Das Jahr 1806, für unser Gesamt Vaterland so verhängnisvoll, war es auch für die Hansestädte. Das Spätjahr brachte für Lübeck namenloses Unglück, für Hamburg die Besetzung durch französische Truppen. Hatte Willers sich bis jetzt mit der litterarischen Vermittlerrolle begnügt, hatte er bis jetzt seine Landsleute auf die festen und seltenen Charaktereigenschaften der Deutschen und auf das Schöne und Ruhrende hingewiesen, was in ihren häuslichen Sitten, der Reinheit und Zartheit ihrer Gefühle sich geltend machte, so tritt er in den folgenden Jahren des Unglücks bei den verschiedensten Anlässen, oft mit Hintansetzung seiner eigenen Person, für die Sache Deutschlands gegen den waffengewaltigen übermächtigen Sieger.

Wo er konnte, versuchte er mit all seinem Einflusse, den frühere Verbindungen wie neu erworbene Bekanntschaften ihm eintrugen, die französische Gewaltherrschaft, die jegliches Eigentümliche zu erdrücken drohte, milder zu stimmen. Interessant ist es z. B. in dieser Hinsicht, daß Goethe ihm einstmals in einem Briefe aus Weimar nicht nur für die ästhetische Einführung bei den Franzosen, sondern auch für die freundlichere Behandlung durch die französische Adjutantur dankt, als diese einen Brief von Willers bei Goethe fand. Wiederholt wurden von ihm Graf Daru, namentlich Bernadotte, der ihn ungemein begünstigte, die Gräfin von Beauharnais, die Tante des Kaisers, u. a. m. angerufen, um in irgend welchen ungerechten Entscheidungen billigen Wandel zu schaffen. Am größten erscheint sein schlichter Heldenmuth in den Schreckenstagen des von Blücher besetzten und von drei Marschällen erstürmten Lübeck 1806. Die ungeschminkte Darstellung dieser Begebenheiten in seiner Schrift: *Combat de Lübeck* entfremdete ihm für einige Zeit sogar den Kronprinzen Bernadotte, ohne ihr herzliches Einvernehmen auf die Dauer zu stören, und zog ihm später die ingrimmigsten Verfolgungen durch Davoust zu.

Auch in der tiefsten Erniedrigung verlor Willers nicht den Glauben an die unzerstörbare Kraft des deutschen Genius, den Glauben an die von Napoleon so viel verhöhnnte und doch im geheimen als drohendes Gespenst gefürchtete deutsche „Ideologie“, die beim Hinzutritt eines mächtigen nationalen Empfindens die stärkste irdische Gewalt zu brechen vermöge. Geradezu prophetisch klingen einige Äußerungen aus dieser Zeit: *«Les armées françaises ont vaincu les armées germaniques, parce qu'elles sont plus fortes. Par la même raison l'esprit germanique finira par vaincre l'esprit français, und: der Rächer so vieler Vergehen gegen die Menschheit ist der hohe Genius unserer neuen Zeit, der sich unverfälschter und klarer durch den Geist der deutschen Kultur ausspricht als durch irgend eine andere Offenbarung oder Erscheinung der Gegenwart.»*

Als die westfälische Regierung die sechs unter Jérômes Herrschaft stehenden Universitäten nach dem System der französischen Fachschulen umgestalten wollte, trat Willers als Vorkämpfer der deutschen Universitäten auf, damit nicht die Stätten deutscher Wissenschaft in ihrem innersten Wesen durch mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß der Fremdherrschaft verfehrt würden. So entstand (1808) seine Schrift über die Universitäten des protestantischen Deutschlands, welche mit Aufbietung aller Beredsamkeit — selbst die Eitelkeit der westfälischen Regierung wurde ausgebeutet — den tödlichen Streich abzuwehren suchte. „Es gilt die Pergama,“ schreibt Joh. von Müller an Heeren, „wer die retten hilft, den wollen wir ewig rühmen!“ Und dieser Ruhmestitel bleibt unserm Willers für alle Zeit.

Ebenso erheblich war sein Eifer in Sachen der wiederholt bedrohten Unabhängigkeit der Hansestädte: die wildesten, abenteuerlichsten Pläne gaben die französischen Diplomaten, Tollerand an der Spitze, hinsichtlich derselben zum besten, bis wirklich 1810 die Einverleibung vollzogen wurde, ein Ereignis, welches der edle Willers nur schwer verwinden konnte. Eine Stelle in der neu errichteten Regierung schlug er selbstständig

aus. Man hatte ihn gar sehr mißverstanden. Nicht eine Anstellung hatte er gesucht; sein Wunsch, bei der Organisation als langjähriger Kenner der Verhältnisse mithelfen zu können, um das Unleidliche weniger unleidlich zu machen, war falsch aufgefaßt worden. Um so freudiger folgte er 1811 einem Ruf als Professor der Litteratur nach Göttingen. Unglücksfälle, welche die ihm befreundete Senatorenfamilie Rodde-Schlözer betroffen, hatten seinen Entschluß wachgerufen, eine selbständige äußere Existenz in einem wissenschaftlichen Wirkungskreise zu suchen.

Nach dem russischen Winter von 1812 folgt der gewaltige Umschwung der Dinge. Willers befand sich in Kassel, als die Nachricht von Moskaus Brand eintraf. Es war ihm leider nicht mehr gegeben, frisch und kühn in die Zeitfragen einzugreifen. Zwar schrieb er noch über die Wirkungen des Kontinentalsystems, ließ eine verspätete Rakete gegen Napoleon aufsteigen (100 und etliche Fanfaronaden des korsikanischen Abenteurers), seine große, jahrelang geplante Schrift über den europäischen „Kreuzzug des 19. Jahrhunderts“ gedieh nicht zur Vollendung. — Nach Jérômes Sturze kehrte die alte hannoversche Regierung zurück: eine unerhörte Behandlung ward Willers zu teil. Er wurde seiner Professur enthoben mit dem Befehl, Göttingen zu verlassen. Neben dem absichtsvollen Mißverständnis, als wäre er in Göttingen nur ein Eindringling des westfälischen Zwitterreiches gewesen, scheinen auch Eifersüchteleien einiger Professorenfamilien an dieser schändlichen Behandlung dieses Kernmenschen die Schuld getragen zu haben. Ein Sturm der Entrüstung wurde laut. Benjamin Constant, die Staël, ließen alle Künste der Überredung spielen, um das Schicksal des Mannes zu wenden. Stein ging dem hannoverschen Grafen Münster derb zu Leibe und stellte auch dem Könige von Preußen und dem Kaiser von Rußland die Sache als eine solche vor, „wodurch die deutsche Nation beschimpft werde.“ Die Zurücknahme jenes Befehles und eine Erhöhung der ihm gelassenen Pension konnte die Kränkung nicht ungeschehen machen. Er ist im Februar des folgenden Jahres 1815 gestorben. Ihn, der in seinen so bedeutsamen Briefen an befreundete Franzosen und Deutsche das Schrifttum der Deutschen, „der wahren Griechen des neueren Europa,“ mit tönenden Worten gepriesen, ihn, der immer den deutschen Geist herbeigeleht, damit mehr Vergeistigung, wissenschaftlicher Ernst und Uneigenmüßigkeit in die französische Bildungsweise übergeleitet werde, — ihn scheinen die Intriguen einiger deutscher Professorenfamilien bis ins innerste Herz getroffen zu haben. Uns Deutschen aber geziemt es, eines Mannes eingedenk zu sein, dem die besten seiner Zeitgenossen, ein Goethe, Stein, Jak. Grimm u. a. ihre höchste Anerkennung gezollt und der in Chamisso'schem Geiste einstmals die Worte gesprochen:

Mon coeur est tout allemand; il paraît qu'un Français qui devient Allemand dans son coeur est, à tout prendre, préférable à un Allemand qui devient Français.

Aldylos und Sophokles auf dem „Berliner Theater.“

von
F. W.

Das Berliner Theater des Herrn Ludwig Barnay hat es unternommen, die beiden größten Tragiker der griechischen Welt, den unzugänglichen Aeschylos und den vollendet lebenswürdigen Sophokles, einen jeden mit seinem wirkungsvollsten Stücke, gleich an einem Abende zur Aufführung zu bringen. Es wurde auf der Bühne so viel geschrien und gedonnert und im Zuschauerraum zu Ende jeder Tragödie so laut geklatscht, daß im ganzen und großen ein Geräusch wie von einem ehehlichen Erfolge zu stande kam. Wer aber für die Erscheinungen einer ersten Auffüh-

zung Augen und Ohren hat, konnte wahrnehmen, daß die guten Leute sich bei Aeschylus schmächtig langweilten und bei Sophokles nur bis zur Katastrophe unter dem Banne des Dichters blieben. In der Sprache der Coulissen würde ich sagen: Aeschylus ist eigentlich durchgefallen, und die Darsteller wären angeblasen worden, wenn die Pietät vor dem Autor sie nicht geschützt hätte; Sophokles würde mit seiner brillanten Mache hundert Aufführungen erleben, wenn er sich im Stoffe nicht vergriffen hätte.

Unterscheiden wir doch ehrlich zwischen der literar-historischen Bedeutung eines Dichters und der Wirkung, welche er nach mehr als zwei Jahrtausenden auf uns ausüben vermag. Ohne Zweifel verdient Aeschylus den ersten Dichtern in der Weltliteratur beigezählt zu werden. Keine Schilderung und freilich auch keine Übersetzung kann von der Pracht und erhabenen Größe seiner Chorgefänge eine Vorstellung geben; darüber hinaus besitzt er eine Auffassung der Charaktere, welche ihn der antiken Welt als einen Hohenpriester der dramatischen Kunst erscheinen ließ, und die uns noch heute nach Dante und Shakespeare groß erscheint. So kann der einsame Leser, welchem das Gymnasium für acht geopferte Jahre wenigstens einige Kenntnis des Griechischen gegeben hat, bei der Lampe Gefalten des Altertums vor sich aufsteigen sehen; er kann bei den seltsamen Rhythmen der Chöre an eine ebenbürtige Musik denken, welche in eindringlicher Feierlichkeit vielleicht mit den letzten Zielen Richard Wagners zusammentraf; er kann mit der Begeisterung und der Sehnsucht Schillers die altgriechische Scene zum Tribunal werden sehen: da treten nacheinander die Götter und Helden auf; sie führen einen Donnerkeil im Munde und ein zermalnendes Schicksal schmettert am Ende Götter und Helden mit samt der griechischen Welt und mit samt dem gelehrten Leser in den öden Tartarus hinab. Wer aber diese heiligen Weisen des griechischen Altertums heute wieder vor allem Volke zur lebendigen Darstellung bringen will, der muß den Zuschauern anstatt großer Worte und Gefinnungen dasjenige bieten, was alle Theaterbesucher in gleicher Weise verlangen, das Kind von seinem Kasperl-Theater und der Geheimrat vom königlichen Schauspielhause: Handlung. Und um die Handlung ist es bei dem erhabenen Aeschylus nach modernen Begriffen ganz jämmerlich bestellt. Die Dichtungen bestehen fast ausschließlich bald aus Berichten, bald aus lyrischen Ergüssen; sie lassen sich, was die Handlung betrifft, weit eher mit Oratorien vergleichen, als mit den Wagnerschen Musikdramen. Und daß Oratorien, wenn man ihnen auch noch die Musik nähme, einen Menschen zu fesseln im Stande wären, das wird niemand behaupten wollen, soll es doch selbst mit Musik seine Schwierigkeiten haben.

„Der gefesselte Prometheus“ von Aeschylus bietet aber dem heutigen Publikum noch ganz besondere, persönliche Schwierigkeiten. Das Stück ist nur der mittlere Teil einer Trilogie, der zweite Akt eines Götterdramas. Daß wir nicht wissen, was im ersten Akte vorausging, das hätte weiter nicht viel zu sagen, weil die Handlung des zweiten Aktes an bekannte Sagen anknüpft. Prometheus, der in der furchtbaren Gigantenschlacht gegen seine Brüder für Zeus Partei ergriffen hat, wird von dem rucklosen Vater der Götter und Menschen an einen Felsen geschmiedet, zur Strafe dafür, daß er den Sterblichen das Feuer vom Himmel geholt hat. Urweltfuge, Urweltnebel verhüllt den klaren Sinn. Aber soviel ist gewiß, daß Aeschylus schon das ewige Symbol in der Prometheusgestalt erkannte: den Befreier des Menschengeschlechts, der für seine unsterbliche That von den neidischen Göttern verfolgt wird. „Der gefesselte Prometheus“ behandelt aber unglücklicherweise auch eine Fabel, welche wir nicht kennen. Der Sturz des Zeus, eine Art Götterdämmerung wird prophezeit, und mit der Naivität seliger Griechen wird über die Vernichtung ihres obersten Gottes verhandelt. Zeus soll durch die Nachkommenschaft der wahnsinnigen Io vom Throne geworfen werden; und wenn das Drama überhaupt eine Handlung hat, so bezieht sie darin, daß der Göttervater dem Prometheus, der

allein um das Geheimnis weiß, das Rätselwort durch fürchterliche Drohungen zu entreißen sucht, der Held des Stückes aber in seinem Titanentrog unerschüttert bleibt. Vielleicht hat Aeschylus die Lösung des Geheimnisses im letzten Teile der Trilogie gegeben. Wir aber stehen dem gefesselten Prometheus wie einem Rätsel gegenüber, dessen Auflösung der Erzähler selber vergessen hat. Oswald Marbach hat in einer lesenswerten Nachdichtung des Stückes die Kühnheit gehabt, das entscheidende Wort der mythischen Stelle mit Heiland zu übersetzen und so dem Drama des Aeschylus eine große geschichtsphilosophische Wendung zu geben. Es braucht aber nicht erst gesagt zu werden, daß dieser Einfall dem Dichter Gewalt anthut, der sich auch darin von Dahn, Ebers und Wildenbruch unterschied, daß er nicht bis ins neunzehnte Jahrhundert nach Christo hinein prophezeite. Ohne diesen Gewaltstreich jedoch ist der Konflikt im Drama für uns einfach sinnlos. „Der gefesselte Prometheus“ ist in diesem Hauptpunkte der Handlung, wie alle Fachleute mir zugeben werden, ganz und gar unverständlich; aber das Publikum merkte nichts davon.

Nun bleibt natürlich, wenn man die Handlung opfern muß, das Symbolische der Erscheinung bestehen. Und Prometheus ist kein geringes Symbol. Wir verstehen ihn in dem großen Gedichte Goethes, wir verstehen ihn in dem Bilde Böcklins. Aber wir würden ihn in der Tragödie des alten Meisters besser verstehen, wenn er nicht so furchtbar profaisch und ruhmredig unaufhörlich aufzählen wollte, was er für die menschliche Entwicklung gethan hat. In der Poesie sind wir über Aeschylus nicht eben hinaus gekommen, wohl aber in der Kulturgeschichte. Und wenn Aeschylus den guten Titanen eine kulturhistorische Vorlesung über die Bedeutung des Feuers halten läßt, so klingt uns das wie Kinderlallen. Es erinnert an den Prometheus als Biquette von einer Sorte schwedischer Streichhölzer. In der Lyrik Goethes tritt uns furchtbar gewaltig das Schicksal aller Weltverbesserer entgegen, trotzdem der Held nur drohend die Faust erhebt. Bei Aeschylus giebt es herzige Stellen, in denen ein Held aus Offenbachs „Schöne Helena“ zu singen scheint: „Ich und du, wir sind die Haze, mutig sind wir wie die Dackel!“

Ja, Offenbach! Ich verehere Aeschylus, aber ich verehere die Ehrlichkeit noch mehr. Mit Ausnahme des ersten Auftretts und der ersten Erzählung des Helden hat die Tragödie mich unfreiwillig immer wieder an diesen göttlichen Gassenjungen und seinen Textdichter erinnert. Wie „Menelaus der Gute“ erschien mir der wohlmeinende Okeanos in seinem hellgrünen Bratenchiton, die Weisheit der Okeaniden gemahnte in ihrer Schlichtheit an den Philosophen Kalkhas und über das sichtbare Bühnenbild hinaus glaubte ich, wenn der Donner rollte, Jupiter-Matras zornig rufen zu hören:

„Wo hab' ich denn nur gleich meinen Sonntagnachmittagsgehdonnerkeil?“

Zu dieser Stimmung haben viele Hörer, und es waren nicht immer die schlechtesten, das gewaltige Werk hinnehmen müssen. Tiefere Fragen konnten sich da gar nicht aufdrängen, wie die: Ob Aeschylus den Prometheus wirklich so aufsaßt wie wir, ob er nicht am Ende doch ganz orthodox für den Herrscher Zeus Partei nimmt? Doktorfragen, welche leider in Doktorarbeiten am seltensten gestellt werden.

Darauf kam Sophokles und mit ihm Licht und Klarheit, Kraft und Schönheit der hellenischen Welt. Von den Werken dieses Dichters ist in unserm Jahrhundert die „Antigone“ am häufigsten aufgeführt worden, teils der hübschen Musik wegen, teils um der romantischen Liebe willen, von welcher darin wenigstens scheinbar die Rede ist. „König Oidipus“ überragt die Antigone aber ebenso sehr in bühnentechnischer Beziehung wie in unmittelbarer Wirkung. Schillers beinahe neidische Bewunderung dieses Dramas galt der Technik, welche hier ein Meisterstück geliefert hat, wogegen selbst die raffiniertesten Erfindungen Sardous und die lebenswahrsten Handlungen Ibsens nicht aufkommen können. Auch Sardou (z. B. in „Terror“) und Ibsen wissen die Fruchtbarkeit einer nur

Vergangenes enthüllenden Komposition zu schätzen, auch sie erreichen mit dieser feinem Kunst oft die größte Spannung; aber so wie Sophokles im „König Oedipus“ hat nie wieder ein Dichter seine Zuhörer, trotzdem diese alle die Fabel genau kannten (zu seiner Zeit natürlich noch besser als heute) bis aufs Mark zu erschüttern verstanden. Freilich müssen wir Voraussetzungen in Kauf nehmen, welche für uns Kindermärchen sind, freilich müssen wir Orakelsprüche als untrügliche Schicksalsworte verehren lernen; und auch die rückwärts liegende Handlung mit all ihrer Blutschande und ihrem Vatermord ist an sich viel zu kraß für unsere Nerven. Aber trotz alledem nimmt uns die unvergleichlich geführte Bewegung der Intrigue, vor allem das Schicksal des trotzigsten Königs (den Herr Kraußneck machtvoll spielte), ganz gefangen und erst gegen das Ende hin, wenn die Greuel in altmodischen Botenberichten hergezählt und dann die Fäden für ein folgendes Stück geknüpft werden, erlahmt unsere unmittelbare Aufmerksamkeit. An Stelle der echten Nahrung tritt das verhaltene Gähnen der Pietät.

Die Aufführung im „Berliner Theater“ wäre verdienstvoller zu nennen, wenn die Chorlieder des Sophokles nicht in so dilettantischer Weise zu Wechselreden zwischen einzelnen Bürgern zerhackt worden wären. Als Schiller in der „Braut von Messina“ den antiken Chorgesang durch solche Wechselreden nachzunahmen suchte, schuf er wenigstens Prachtstücke für die Deklamation. In der neuen Bearbeitung, für welche Herr Eugen Zabel verantwortlich ist, ohne daß sein geistiges Eigentum an der Uebersetzung sich genau abgrenzen läßt, werden einfach immer je ein paar Verse, deren Inhalt oft dringend nach musikalischer Begleitung verlangt, von kundigen Thebanern oder schlechten Musikanten gesprochen. Es wäre eine herrliche Aufgabe, diese Chorlieder, da sie nun doch einmal unübersetzbar sind, durch richtige Volksscenen zu ersetzen; aber Shakespeare und Goethe sind dafür nicht so gleich bei der Hand wie Eugen Zabel.

Der Respekt vor so alten Namen wie Aeschylus und Sophokles gebietet eigentlich, nicht ohne philologische Würde von ihnen zu sprechen. Ich möchte, um das Verhängnis nachzuholen, wenigstens die eine Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Nebeneinanderstellung der beiden Eindrücke bei mir Zweifel daran erregt haben, ob das Verhältnis der beiden Tragiker zu einander wirklich so war, wie es die Litteraturgeschichte aufzufassen pflegt: als ob nämlich Aeschylus der Begründer der Tragödienform und Sophokles sein nächster Fortsetzer gewesen wäre. Der Gegensatz der Stilarbeiten ist ein so ungemein großer und der Altersunterschied der beiden Dichter ist ein so geringer (Sophokles war kaum dreißig Jahre jünger als Aeschylus), daß es fast scheinen möchte, als ob da zwei Richtungen fast gleichzeitig miteinander kämpften, deren glorreichste Vertreter uns eben in diesen beiden Namen erhalten worden sind.

Kleine Kritik.

Der Prozeß gegen den Herausgeber und den Redakteur eines kleinen Revolverblättchens, welches unter dem Namen „*Neu-Berlin*“ in der deutschen Reichshauptstadt entstand und verging, ohne viel von sich reden zu machen, hat mit der Verurteilung der beiden Angeklagten geschlossen. Jedermann ist mit dem Ergebnis einverstanden; auch solche Juristen, welche sich in formaler Beziehung auf den Standpunkt der Verteidiger stellten, wünschten den Herren Friedenstein und Landsberger für ihr unsauberes Geschäft einen tüchtigen Denzettel. Der Begründer des Blättchens trieb sein Handwerk nicht im großen Stil; es handelte sich nirgends um die gewaltigen Schweigegelder, von denen sich die alte chronique scandaleuse erzählt, der gute Mann wollte nur mit schmutzigen Mitteln da von einer kleinen Schauspielerin ein Abonnement, dort von einem ehrbaren Café mit Damenbedienung ein Inserat erzwingen. Trotz

der kleinlichen Erbärmlichkeit solcher Gesellen ist die schärfste Abwehr geboten; und der jüngste Prozeß wird vielleicht die gute Folge haben, daß wenigstens für die nächste Zeit solche Expresionsveruche ohne Scheu vor der Öffentlichkeit sofort dem Staatsanwalt angezeigt werden dürften. Der Prozeß giebt aber noch zu einer andern Bemerkung Anlaß.

Der Vorsitzende des Gerichtshofes hat durch einige Zwischenbemerkungen verraten, daß er die Angeklagten für Typen des Journalistenstandes hält. Er scheint zwischen ihnen und den andern Vertretern der Presse nur Gradunterschiede zu sehen. Er beweist damit eine begreifliche Unkenntnis der Verhältnisse. Die ganze Untersuchung wurde gegen so dunkle Persönlichkeiten geführt, daß der Fall erst durch die breite und gewissenhafte Berichterstattung der Presse Aufsehen machen konnte. Die anfänglichen Journalisten hatten ordentlich ihre Freude daran, solche Berufsgenossen einmal nach Gebühr an den Pranger gestellt zu sehen. Und wenn der eine oder der andere Geschäftsmann unter den Zeitungsleuten bei dieser allgemeinen Entrüstung nur mit schlechtem Gewissen mithalf, so ändert das nichts an der Thatfache, daß die Empörung über Friedenstein-Landsberger bei denen am größten war, deren Kollegen sich die Angeklagten leider nennen durften. Der Vorsitzende des Gerichtshofes hat aber im Grunde nur ausgesprochen — und das soll nicht verstanden werden — was im Publikum eine weit verbreitete Ansicht ist, daß nämlich viele Blätter einer Beeinflussung durch Zuwendung von Inseraten zugänglich seien. Ein Teil des Publikums ist sehr wohl in der Lage, sich über diese Frage ein Urteil zu bilden, denn Tausende von Unternehmern und Pächtern, nicht nur Theaterdirektoren und Gastwirte, sondern alle Kapitalisten, welche ihr Geld in irgend einer öffentlichen Veranstaltung angelegt haben, kommen oft mit Inseraten-Agenten und andern Zeitungsvertretern zusammen. Unvorsichtige Revolverjournalisten sind freilich in diesem Verkehre selten, und auch die versteckte oder indirekte Drohung wird nur von Journalisten angewandt, die in den betroffenen Kreisen ohnehin des schlechtesten Rufes genießen. Aber eine andere Beziehung zwischen dem Inseratengeschäft und der Redaktion besteht nur zu häufig: das vollkommene Fortschweigen derjenigen Unternehmungen, die die Macht des Inhabers nicht durch Inseratenaufträge oder sonstwie anerkannt haben. Dieser Brauch, der natürlich juristisch nicht zu verfolgen ist, aber den Aufgaben der Presse ebenso sehr wie die Expresion widerspricht, ist recht weit verbreitet, noch weiter aber der Glaube, daß diese Sitte allgemein sei. Die Zeitungen, welche diesen Glauben uneigennützig und gewissenhaft zu zerstören suchen, würden sich in mancher Weltstadt bequemen an den Fingern eines Einarmigen herzählen lassen.

Ein Satirspiel zu den Greneln der Revolverpresse hat wieder der Kampf um das Theaterfreibillet geboten. Es ist natürlich nichts dagegen zu sagen, daß der wirkliche Schriftsteller als Gast das Haus besuche, welches ein Kollege voll ihm als Theaterdirektor leitet, und daß der Kritiker in seinem Beruf es auf eine Einladung betritt, daß aber jede große und kleine Zeitung, wie allgemein üblich, jeden Tag und in jedem Theater einen Anspruch auf Freibillets zu haben glaubt, daß dieser Anspruch von den meisten Bühnenleitern durch die That anerkannt wird, das sollte endlich als ein geradezu lächerlicher Mißbrauch von den Vertretungsorganen der Presse nach Gebühr gebrandmarkt werden. Das Freibillet, welches täglich in mehr als tausend Exemplaren über die Großstadt flattert, erhöht auch bei denen, die davon Gebrauch machen, die Achtung vor der Presse nicht. Jedermann weiß, daß der Direktor sich irgendwie bezahlt macht; die Zeitung nimmt zum Dank die kleinen offiziellen Theaternotizen auf, in denen oft die Ansicht des Kritikers mit Erfolg bekämpft wird. Dieser hat vielleicht von einem Mißerfolge am Sonnabend gesprochen und die Notiz des Theaterbureaus erzählt von einem Mißerfolge am Sonntag. Und ob die Frau des Redakteurs, welche ihre Näherin und deren Schatz mit zwei Freibillets beglückt, von der Dichterin ihres Ballkleides nicht auch wieder bezahlt wird, sei es durch billigeren Lohn oder durch ein paar Stunden Nacharbeit, das mögen strengere Richter entscheiden. Friedenstein-Landsberger verflüchten jedenfalls über Freibillets.

„*Finder und Erfinder*“ — so benennt Friedrich Spielhagen seine jüngst bei Stadtmann erschienenen „*Erinnerungen*“, deren erste Kapitel unseren Lesern bereits aus der Veröffentlichung in diesem Blatte bekannt sind. Finder und Erfinder — der Titel ist bezeichnend für den Charakter dieser „*Erinnerungen*“ wie für Spielhagens Auffassung vom Poeten: „*der Poet, nenne er sich einen Idealisten oder Realisten oder Naturalisten*

oder wie immer, muß — er mag wollen oder nicht — Finder und Erfinder sein, gerade so wie der Mensch — er mag wollen oder nicht — Hammer und Amboss in jedem Augenblicke seines Lebens sein muß.“ Wie sich das Finden und Erfinden bei Spielhagen gezeigt, das sollen diese „Erinnerungen aus meinem Leben“ darthun; — es ergibt sich also sofort, daß wir es wenn auch nicht ausschließlich, so doch zu allermeist mit einer literarischen Biographie zu thun haben. Spielhagen betrachtet alle Geschehnisse seines vielgestaltigen Lebens sub specie futuri poetae. Er sucht aus der Erinnerung an das kleinstädtische Straßhunder Gesellschaftsleben, aus den Anregungen, die dem Knaben der Aufenthalt auf dem Lande und besonders auf der See gegeben, rückwärtend die Keime zu finden, aus denen dann die große dichterische Thätigkeit des Mannes entstanden, dessen Werdepfeil uns dieses Buch ebenso anschaulich wie interessant vorführt. Mit behaglicher Freude berichtet Spielhagen von der poetischen Betätigung des Knaben bei den Aufführungen seines Puppentheaters oder wie er, als diese Bühne seinem Schaffenstribe nicht mehr genügte, ein für die Aufführung durch seine Brüder bestimmtes, an das Kosinsky-Motiv der „Räuber“ sich anlehnendes Drama schuf, wie er in lyrischen Gedichten und in Novellen sich versuchte, ja sogar mit einem Schulfreunde stundenlang die ästhetischen Objekte poetischen Schaffens erörterte. Der Knabe hatte diese Alotria getrieben „wie Essen und Trinken frei,“ weil er nicht anders konnte, weil es — so berichtet der Biograph — „eben die Nahrung war, nach der meine Seele verlangte.“ Spielhagen ist ganz damit einverstanden, wenn man in diesem Fabulierungsdrange des Knaben die ersten Regungen der Dichternatur sehen will. Bei der Prüfung der Verhältnisse Straßhunds kommt er zu dem Schluss, daß wenn ihn das Schicksal zu einem Dichter machen wollte, es ihm wenigstens die ersten vorbereitenden Studien der Laufbahn schicklich gebietet und bereitet hat. Er freut sich noch in der Erinnerung an die Vertraulichkeit, mit der ihn der weibliche Teil der Straßhunder Gesellschaft behandelt hat, und es erscheint ihm jetzt, als hätten die Menschen seinen künftigen Beruf geahnt und ihm darauf ein Vertrauen kreditiert, das seiner Jugend noch gar nicht zukam.

Noch mehr natürlich als der Knabe steht der Student Spielhagen im bewußten Dienste seiner literarischen Zukunft. Diese ganze Auffassung Spielhagens bildet einen scharfen Gegensatz zu der Guskows — einen Gegensatz, den man nach vielen Seiten hin erweisen könnte. Ein dichterischer Trieb veranlaßt Spielhagen, die ihn umgebenden Zustände zu schildern, während Guskow von den ihn umgebenden Zuständen gedrängt wird, dichterisch zu gestalten. In seiner ganzen Schärfe tritt dieser Gegensatz vor allem in der Darstellung zu Tage, die beide Männer von ihrem Werden geben. Spielhagen ist in seinen „Erinnerungen“ immer darauf bedacht, die Kontinuität seiner rein literarisch dichterischen Entwicklung darzutun, während Guskow in seiner Autobiographie (das häßliche Wort ist doch immer noch besser als die schredliche Wühung „Selbstbiographie“) und ebenso in seinen Voreden und Nachworten immer wieder das politisch-publizistische Element seines Schaffens — und zwar bis zur Ungerechtigkeit gegen seine rein poetischen Leistungen — unablässig betont. Aber auch in der Art, wie sie sich zu ein und derselben Erscheinung stellen, giebt sich die grundsätzliche Verschiedenheit beider Ingenien kund. In den Berliner Märztagen von 1848 vergißt Guskow, fast ein Vierziger, seine Familie und seine Dresdener Hoftheaterstellung und fordert in einer Ansprache vor dem Berliner Schlosse zur Bewaffnung des Volkes auf — und fast zu derselben Zeit schreibt Spielhagen, der neunzehnjährige Student, nachdem er sich am Frühlingsregen berauscht, einige Verse und sendet seinem Freunde eine eben fertig gewordene Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele.

Der bis jetzt allein erschienene erste Band der „Erinnerungen“ reicht bis zum Abschluß von Spielhagens Studentenjahren, bis zur Entstehung der Novelle „Clara Vere“ — also bis zum Ende der Lernjahre und dem Anfang der Dichterlaufbahn. Dieser erste Band enthält mehr als vierhundert Seiten — das allein beweist schon, daß Spielhagen sich hier nicht auf die Darstellung seiner Schul- und Studentenzeit beschränkt, sondern eine Fülle weiter Ausblicke bietet. Neben großem stofflichen Interesse — die Schilderung der Kleinstadt, der Universitäten, die Vorführung eines Passale, Carl Schurz u. a. — übt das Buch aber auch rein literarisch sehr intimen Reiz aus. In dieser Darstellung seines Lebens weicht Spielhagen niemals der eingehenden Diskussion der im

Lauf der Darstellung sich ergebenden ästhetischen, literarischen, gesellschaftlichen, politischen Fragen aus. Das Buch ist ein „echter Spielhagen“ mit all den großen Vorzügen, die dieses Dichters Arbeiten auszeichnen, während das, was dem Romanleiser sonst bei Spielhagen mitunter als störend erscheint, hier nur die erfreuliche Behaglichkeit der Darstellung verstärkt. Es ist ein „echter Spielhagen“ in dem freien Walten des subjektiven Stils, in seiner breiten Landschaftsmalerei, seiner treffenden Charakterisierung von Land und Leuten, selbst in seiner Freude an reichlichem Citieren. Auch wo man einer oder der andern Lieblings-These des Verfassers der „Technik des Romans“ nicht zustimmen kann, auch wo man zu Spielhagens Ablehnung moderner Literaturvertheimungen eine andere Stellung einnehmen muß, auch da wirkt das Buch vielfach gerade klärend und belehrend. Es ist ein durchweg anregendes und im besten Sinne interessantes Buch — es verdient einen großen und aufmerksamen Leserkreis und läßt uns die weiteren Bände als eine sehr willkommene Gabe erwarten.

Goethe in Polen. Ein Beitrag zur allgemeinen Litteraturgeschichte von Gustav Karpeles. (Berlin, F. Fontane, 1890.)

Das ist eine gar fleißige Zusammenstellung alles dessen, was man etwa unter den einen Hut: Goethe in Polen, bringen kann. Erstes Kapitel: Goethes Reise in Polen; zweites: Goethe und die Polinnen in Karlsbad, Marienbad und Weimar; drittes: die erste Fantauführung in Berlin, bei der Fürst Radziwill (ein Pole!) hervorragend beteiligt war; viertes: polnische Dichter in Weimar und ihre Urteile über Goethe; fünftes: Goethes Einfluß auf die neuere polnische Litteratur, nebst einigen lehrreichen Bemerkungen über die polnische Litteratur im allgemeinen. — Das ist ein Konglomerat sehr vieler, meist sehr interessanter Dinge, aber es ist kein Buch, dazu macht es einen zu unästhetischen Eindruck. Der Gesichtspunkt, den sich der Verfasser wählte, der Goetheische, paßt nicht immer auf Polen, und der polnische nicht auf Goethe. Darum werden sich mit dem Buche schließlich auch nur zweierlei Menschen zu befassen haben, denen es als Zusammenstellung sonst zerstreuter Mitteilungen ganz gute Dienste leisten kann: die Erforscher Goethes und Polens. Als dritter natürlich der Recensent.

Das Hohelied vom deutschen Professor oder des berühmten Archäologen Balthasar Schwemde. Humoristische Blätter von Ernst Eckstein. Sechste Auflage. (Leipzig 1890, Verlag von Carl Reißner.)

Es ist fünfzehn Jahre her, seitdem Ernst Eckstein mit seiner Gymnasialengeschichte „der Besuch im Karzer“ einen großen, wohlfeilen Erfolg errungen hat; seitdem hat er die Reihe nachgehamter Römerromane mitunter durch solche burschliche Humoresken oder durch deren neue Auflagen unterbrochen, so daß sein Ruf als Humorist der Lateinschule kaum nachgelassen hat. Das vorliegende Bündchen, dessen Auflagenzahl weiter nicht überraschen kann, giebt eine gute Vorstellung von dem Humoristen Ernst Eckstein. Eine ungewöhnlich glatte Form, Beherrschung der antiken und der modernen Versarten, dazu ein leichter Bierhumor, wie er bei den kleinen Festen von Studenten der Philologie beliebt ist. Die hübsche Form würde allein den Erfolg nicht erklären; dieser wird erst ermöglicht durch eine Reihe kleiner Unanständigkeiten oder Freivolitäten, welche zwischen dem in der bürgerlichen guten Gesellschaft Erlaubten und Unerlaubten vernünftig die Mitte halten. Will man die Absicht des Büchleins ernst nehmen, so muß man allerdings sagen, daß die Satire ihr Ziel vollkommen verfehlt. Ecksteins deutscher Professor, der unaufhörlich mit klassischen Citaten um sich wirft, sich bei jedem Worte lächerlich macht, nach Mitternacht besoffen nach Hause kommt und das Dienstmädchen in die Wangen kiest, das ist die veraltete Schablone, wie sie in den ältesten Jahrgängen der Fliegenden Blätter und in Benediktischen Lustspielen beliebt war. Die Urbilder dafür mögen noch da und dort auf kleinen Universitäten den Aussterbeact belasten, den modernen deutschen Professor aber trifft dieser Spott nicht mehr. Der ist gegen die Satire durchaus nicht geübt, wohl aber gegen diese harmlose Art.